RHEINGENIUS UND GÉNIE DU RHIN

VON ERNST BERTRAM

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN
IN BONN

RHEINGENIUS
UND
GÉNIE DU RHIN

VON ERNST BERTRAM

1922

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN
IN BONN

„Wir verzweifeln und überzeugen uns an diesem auffallenden Beispiele, dass die Bemühung vergebens sei, den Franzosen .. genug zu tun .. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluss, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hierzu fanden wir im Leben Gelegenheit und Teilnahme. Elsass war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als dass nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann ..

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie deutsch gesprochen .. Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wussten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen .. erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Missbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse, und gestatten müsse, dass eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde ..

.. So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."

Goethe, über seinen Aufenthalt in Strassburg.
Dichtung und Wahrheit. Elftes Buch.

„.. Aber es soll auch niemand wähnen, dass ein so ungeheurer Betrug je historisch werden und vor Gottes Angesicht sich gültig machen könnte; und die alte Rede wird wieder neu: es ist alles nichtig, was nicht fest auf dem Wesenhaften der Gerechtigkeit und Wahrheit ruht, und alles muss von vorne wieder gemacht werden, was nicht recht gemacht ist worden. So war es einmal schon ergangen, und so ist es die Art dieser Zeit, die ihre Werkzeuge nicht lässt und fest sie hält, bis sie in allem nach ihrem Willen Geziemendes getan, und die der Geschichte eine neue Epoche und dem deutschen Volke eine neue Wiedergeburt versprochen hat und ihr das Versprochene sicher leisten wird."

Josef Görres. Teutscher Merkur. Koblenz 1815.

VORWORT

Die hier zum zweitenmal veröffentlichte kleine Antwortschrift erschien zuerst unter dem Titel „Le génie du Rhin. Anmerkungen zu einer akademischen Vortragsreihe von Maurice Barrès", als Aufsatz im Juniheft 1921 der Kölner Monatschrift „Die Westmark".

Alles Polemisch-Abwehrende gehört nach unserm Wunsch und Willen dem Tage an und sollte nicht bewahrt bleiben. Denn die Welt erneuert sich aus Gesinnung und Werk, nicht aus Streit und Meinung. Wenn trotzdem dem Wunsch nach einer zugänglicheren Ausgabe und Form jenes Aufsatzes hier nachgegeben ward, so geschah es, weil wider Wunsch und Hoffnung sich die Gründe zu dieser Abwehr inzwischen nur zu sehr verstärkt haben. Das drückt sich schon äusserlich in der Tatsache aus, dass inzwischen die Strassburger Vorlesungen von Maurice Barrès auch in Buchform erschienen sind, um ein Vorwort vermehrt, und sogar in einer deutschen Übersetzung, die, in drei Bändchen, im besetzten Rheinland verbreitet worden ist; klug gekürzt übrigens um einige allzu französische Abschnitte und in einem falschen Deutsch, das dem Inhalt kein unwürdiges Sinnbild ist. („Der Genius des Rheins. Von Maurice Barrès. Mitglied der Französischen Akademie. Im Selbstverlage des Verfassers (Imprimerie Möh.-Strasbourg). I. Das rheinische Gefühl in der französischen Seele. — Das Sagenleben am Rhein. II. Geschichte der rheinischen Charitas. III. Die französischen Richtlinien im sozialen Leben der Rheinlande. — Eine neue Aufgabe für Frankreich am Rhein".)

Kein einziger der sachlichen Einwände, keine der tatsächlichen Richtigstellungen, welche die deutsche Kritik zu Barrès' Rheinvorlesungen gebracht hatte, ist in einer der beiden Ausgaben irgendwie berücksichtigt. Die neue Vorrede der französischen Buchausgabe unterstreicht im Gegenteil noch den Eindruck anmassenden und frivolen Nichtwissenwollens, den die Vorträge im Rheinland seinerzeit erweckt hatten. Die Kritik in der „Westmark" behält also auch nach den beiden Buchausgaben des „Génie du Rhin" ihre volle Gültigkeit. Aber mehr. Der Eindruck hat sich nur noch verschärft, dass wir es in Barrès' Strassburger Vorlesungen mit einem bezeichnenden, nur zu gültigen Beispiele und Teil der französischen geistespolitischen Offensive im Rheinland zu tun haben. Diese aber ist heute die eigentliche Bedrohung des dauernden Friedens im Rheinland und macht ein dauerndes erträgliches Verhältnis zu unserm westlichen Nachbarn, auf das die Rheinlande angewiesen sind, immer entschiedener unmöglich. Das deutlich zu machen, war die Aufgabe. Mit dem geistigen Frankreich eines Maurice Barrès, das alle Mittel einer gleisnerisch romantisierenden Ideologie in den Dienst französischen Ausdehnungsdranges rheinwärts stellt — selbst nach französischem Zeugnis —, mit diesem geistigen Frankreich, das den Plänen des Ewigen Richelieu die Maske Châteaubriands vorbinden möchte, ist eine Versöhnung, ein Verhältnis, ein Ausgleich erträglicher Art für die Rheinlande und den Rheinländer nicht möglich. Der Sieg der Ideologie von Barrès wäre mit der Verewigung des europäischen Unfriedens gleichbedeutend. Wir legen die Dokumente für diese Behauptung vor, mit dem Recht, mit der Entschiedenheit der äussersten Notwehr, die heute, als unser ewiges rheinisches Schicksal, vor aller Welt denn endlich sichtbar geworden ist.

Barrès' Vorlesungen in Strassburg verlangten selbst die Antworten des Rheinlandes. Wir wollen ihnen solche nicht vorenthalten. Es soll zum wenigsten nicht gesagt werden können, dass die Rheinländer auch nur fahrlässig, auch nur

scheinbar geschwiegen hätten zu dem Schicksal, das ihnen die Folgerung aus Barrès' Thesen und Wünschen bereiten müsste — und das wir, vor allem im von uns abgerissenen Saargebiet, schon am vollen Werk sehen müssen. Aus solcher Absicht heraus ist dem Abdruck des Westmark-Aufsatzes — der hier bis auf einige wenige Verbesserungen in unverändertem Wortlaut erscheint — ein Anhang „Quellen und Zeugnisse" und ein Schlusswort beigegeben worden.

Als eine Antwort muss diese Schrift genommen werden. Und zwar als eine Antwort leider nicht inter pares, soweit sie Barrès betrifft — sondern nach unten. Dies bestimmt ihren Ton und ihre Haltung. Aber es ist nach unserm Wunsch und nach der Lage des Rheinlands eine Antwort „ohne Hörner und Zähne"; eine Antwort, die mit zu jenem Frieden dienen könnte und sollte, den keine Landschaft des Erdteils mehr ersehnt und in ihrer Geschichte weniger genossen hat, als die Nachbarlandschaft des ewig rheinsüchtigen Frankreich — als die Rheinlande. Wir haben nicht Hoffnung, dass diese Antwort, die sich über Barrès hinweg an die verantwortlichen Menschen des geistigen Frankreich wendet, dass man sie drüben hören werde — denn man will sie nicht hören. Wir wissen es — die Schule der Jahre seit dem sogenannten Stillstand der Waffen war nicht umsonst. Aber wir sind auch gewiss, dass wir, dann, diese Antwort an eine andere Stimme weitergeben werden. Und diese, als das leidenschaftlich gewaltige „Nein!" und „Ja!" unseres Landes, diese Stimme wird unüberhörbar sein.

Köln am Rhein, im Mai 1922.

„Je n'ai d'ailleurs jamais rien vu de plus comique que la déception de nos gens quand, au bout d'un certain temps, ils ont compris qu'il n'y avait rien à faire de nous au point de vue propagande. Leur découragement a été d'autant plus pitoyable qu'ils n'ont jamais soupçonné les raisons qui nous rendaient rebelles à l'œuvre humanitaire et de haute culture qu'ils avaient rêvée de nous confier: ils en ont réduits à incriminer notre ,mauvaise volonté' et l'entêtement de notre haine, ne voyant pas que cette haine, ils avaient créée eux-mêmes de toutes pièces, et avec une industrie qui, pour être inconsciente, n'en touchait pas moins au génie."

Jacques Rivière,
L'Allemand. Paris, Nouvelle Revue Française 1918. S. 84.

„LE GÉNIE DU RHIN“

Anmerkungen zu einer akademischen Vortragsreihe von Maurice Barrès

In einer Stadt des deutschen Sprachgebiets, die durch Lage und geschichtliches Schicksal besonders berufen ist, das beinah hoffnungslos mühselige Werk der Völkerversöhnung fördern zu helfen, in dieser Stadt, deren Name zwei grossen Völkern teuer ist, hielt am Ende des vorigen Jahres Maurice Barrès, der europäisch bekannte Romancier und französische Nationalist, eine Folge von Vorträgen an der Universität, die seit zwei Jahren eine französische Universität ist. Und zwar Vorträge über ein ernstes deutsches Thema in französisch eleganter Prägung: über das Thema „Le génie du Rhin“. Die Vorträge erschienen im Druck in fünf Nummern der Revue des deux mondes, vom 15. Dez. 1920 bis 15. Febr. 1921. (Sie liegen inzwischen auch in Buchform vor (Paris 1921, Plon-Nourrit et Cie.), vermehrt um eine Vorrede.)

Diese akademischen Vorlesungen über den „Geist des Rheins“ verdienen — Maurice Barrès selbst ist dieser Meinung — die entschiedene Aufmerksamkeit des Rheinländers, denn sie enthalten nicht weniger als den interessanten Versuch, die französische Rheinpolitik, wie wir sie seit dem Herbst 1918 in Wirksamkeit sehen, mit allen Mitteln nationalistischer Ideologie geistig zu unterbauen. Mehr: sie enthalten eine Art von Anspruch auf die Seele des Rheinländers; sie wünschen ihm seine eigentliche Natur und sein „Interesse von morgen“ in einer Weise bewusst zu machen, zu

suggerieren, die zugleich den politischen Interessen Frankreichs dient.

Die ganze Eigentümlichkeit und Begrenzung der Lebensarbeit, die dieser nationalistische Romancier dem Aufbau einer Revanche-Ideologie gewidmet hat, wird in diesen Vorträgen deutlich, die, den Strassburger Zeitungen zufolge, „wegen der Festigkeit ihres Gedankens und der Eleganz ihrer Phrase" lebhafteste Ovationen ihrer Hörerschaft fanden. Einer Hörerschaft, deren sinnbildlich bedeutsamstes Glied Herr Raymond Poincaré, de l'Académie, Barrès' lothringischer Landsmann, gewesen ist. Unter dem Schein einer akademisch-historischen Betrachtung des Rheinproblems, in der kleidsamen Maske einer Universitätsvorlesung ward hier von Barrès in der entschiedensten Weise politisiert, wie etwa vor dem Krieg in seinen nationalistischen Zweck-Romanen von den Bastions de l'Est. Wie immer bei Barrès, dient auch hier der scheinromantische Kultus der Vergangenheit und der Toten dazu, eine ideologische Konstruktion aufzubauen, deren höchst elementare machtpolitische Folgerungen sich von selbst ergeben — und ergeben sollen.

Barrès selbst gesteht es seinen Hörern ein: „Die Erinnerung an diese ganze noch lebendige Vergangenheit soll uns dienen bei dem grossen französischen Plan, der darin besteht, am Rhein den Geist des Westens zu begünstigen und die Bevölkerung zu beschützen vor dem Eindringen des Deutschtums von Berlin aus." Und noch deutlicher, mit unverhülltem geistigen Imperialismus: „Wenn Frankreich sich für den fruchtbaren Boden des Rheinlandes interessiert, so geschieht das, weil es ihn besäen will. Dieser Gedanke wird all unsre Studien beherrschen." Ein schönes und stolzes Recht eines grossen Kulturvolkes: in die Nachbarlandschaften der Nachbarvölker belebenden und befruchtenden Geist einströmen zu lassen. Aber gesetzt, ein deutscher Autor würde jemals in ähnlichem Sinne das Säer-Interesse des deutschen Volkes am französischen Lothringen oder Burgund ausgedrückt haben — welch „schamlose

germanische Propaganda», ohne Zweifel! Indessen, wir vergessen das Anrecht der höheren französischen Zivilisation (wie etwa Barrès' Roman Colette Baudoche, 1909, sie zu schildern unternahm) auf geistigen — natürlich rein geistigen! — Imperialismus. Frankreich hält — das ist der Kernsinn von Barrès' nationaler Ideologie, auch hier in den Rhein-Vorlesungen — die Wache der Zivilisation gegen die Barbarei, und die rheinischen Provinzen sind, seit den Tagen von Rom, das Glacis dieser Zivilisation geblieben. Sie war immer klug, diese Zivilisation. Sie kommt, beileibe, nicht als Eroberer, sie kommt als Bundesgenosse, und die zu Unterwerfenden sind, wie in den Tagen der Ubier und des Rheinbundes, „Bundesgenossen des römischen Volkes».

„Wir bringen ans linke Rheinufer einen Wunsch nach Zusammenarbeit mit," verkündet Barrès. Ein ungemein sympathisches Programm. Ein Programm, das nach Gleichberechtigung, tätigem Humanismus, europäischer Gemeinverantwortung aussieht. Mit einem Wort, ein deutsches Programm. Wir werden sehen, wie es damit bei Barrès weiterhin bestellt ist.

Zunächst werden wir Rheinländer mit dem Hinweis auf das „Wort aus dem Elsass" wohlwollend gestimmt, und der Berufung auf die rheinische Blutsverwandtschaft und Schicksalgemeinsamkeit wird das Wort von unseren „Interessen von morgen" mit zweckmässiger Beiläufigkeit eingemischt.

„Können wir hoffen, dass ein Rheinland, dem wir die Augen öffnen wollten über seine Interessen von morgen, angelockt werden könnte durch ein Wort, das aus dem Elsass kommt?"

Aber ganz gewiss können Sie, Herr Barrès, können die geistigen Menschen Ihrer Nation das hoffen; angenommen, dass Ihre Frage nicht bloss rhetorischen Wert hat. Elf Jahrhunderte deutscher und rheinischer Geistesgeschichte haben uns gewöhnt, aus dem alemannischen Elsass Mehrung unseres geistigen, künstlerischen, religiösen Schatzes zu emp-

fangen — wie sollten wir da plötzlich aufhören, uns offen zu halten für alles, was aus jenem uns nicht ohne schwere deutsche Schuld politisch entfremdeten Teil unseres Landes und Volkstums zu uns zu reden wünscht? Wir bleiben, gerade wir im Rheinland, sehr wohl eingedenk, dass der erste Dichter deutscher Sprache, dessen Name uns überliefert ist, ein Elsässer war. Wir vergessen keineswegs, dass die früheste Deutsche Geschichte unsrer historischen Literatur in Strassburg geschrieben und erschienen ist, anno 1505, von Jakob Wimpheling, dem elsässischen Humanisten und leidenschaftlichen deutschen Patrioten aus Schlettstadt. Und wir erinnern uns ja ohne Mahnung, dass dem jungen Goethe das Erlebnis von deutscher Art und Kunst in Strassburg aufging, dass er, dem „die französische Sprache von Jugend auf lieb" war, gerade in Strassburg den Entschluss fand, „die französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen". Warum sollten wir nicht auf ein Wort horchen, das uns heute aus Strassburg erklingt und das sich sogar ausdrücklich an uns Rheinländer wendet: „J'ai confiance que mes paroles descendront le fleuve."

Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Und wir verstehen zu hören. Es liegt uns auch fern, den Vortragenden zu unterbrechen, nur weil etwa seine Gesinnungen, Einsichten, Hoffnungen nicht die unseren sind. Französisches Wort und französische Kunst, uns wertvoll gerade wegen ihrer Wesensfremdheit, haben in unsrer rheinischen Heimat zu allen Zeiten willige Hörer und Herzen gefunden. Und es sind vielleicht nicht die geringsten unter den rheinischen Geistern und Werken, in denen sich die Aufnahme französischen Fremdgutes fruchtbar bewiesen hat.

Barrès ruft denn auch das Gedächtnis dieser historischen Zusammenarbeit zu seinen Zwecken auf: „Le Rhin est un fleuve qui se souvient." Der Rhein ist ein Strom, der sich erinnert. An mehr vielleicht, als es Barrès für seine Konstruktion und für die Absichten dieser Konstruktion lieb

sein würde. Aber genug: Barrès möchte die Dankbarkeit des Rheinländers für empfangene französische Zivilisationswohltaten lebendiger machen; und zugleich seiner eignen Nation vorführen, was für sie am deutschen Rhein zu tun bleibe künftig. Diesem Doppelwunsch dienen seine fünf Vorlesungen: „Le sentiment du Rhin dans l'âme française", „La vie légendaire du Rhin", „L'histoire du cœur charitable rhénan", „Les directions françaises dans la vie sociale du Rhin", „Une tâche nouvelle pour la France sur le Rhin".

„Es handelt sich darum, die Überbleibsel unserer Aktivität am Rhein kennenzulernen." Barrès meint hier nicht jene Aktivität, der sein lothringischer Landsmann und Meister Viktor Hugo in dem Kapitel „Speyer" seines Briefbuchs Le Rhin ein so unvergessliches Mal gesetzt hat (Lettre XXVII. 1838); nicht die Aktivität, deren malerische Zeugnisse die Reisenden aus den zivilisierten Ländern so sehr bei uns zu bewundern pflegen, und deren grossartigstes Monument einem reisenden Franzosen, nicht lange vor dem Kriege, in Heidelberg die Worte gerechten Stolzes eingab: „Gestehen Sie nur, so schöne Ruinen können nur Franzosen machen!" Nicht diese monumentalen Zeugnisse hat Barrès im Sinn als die „preuves vraies de notre généreuse activité et nos titres éternels sur le Rhin", sondern er meinte die schlichtere Einwirkung des französischen Geistes in dem deutschen Nachbarlande, die Segnungen des napoleonischen Friedensregimes, die religiöse und soziale Vorbildlichkeit des Ewigen Frankreich.

Der Rhein ist ein Strom, der sich erinnert. Barrès, seinerseits, scheut die Tatsachen der Geschichte nicht. Im Gegenteil, er versichert seine Hörer einer etwas trockenen, etwas nüchternen, streng wissenschaftlichen Gedankenfolge und Untersuchung, wie sie sich ziemt für die „illustre maison des Pasteur et des Fustel de Coulanges", die von nun an mehr als je tragen solle „haut et loin les lumières de la France".

„Tatsachen, und nochmals Tatsachen, müssten wir auch kalt erscheinen. Die Glut wird darunter sein."

Keine Sorge war unbegründeter. Die „schöne Flamme des Ewigen Frankreich" schien sogar heiss genug darunter zu glühen, um jene „Tatsachen, nichts als Tatsachen" etwas brenzlig duften zu lassen. Die Strassburger Studenten zum mindesten waren dieser Meinung, worüber Dokumente vorliegen.

Wirklich führt die konstruktive Passion des gefeierten Romanciers ihn hier, wo gegebene Tatsachen ein ärgerliches Nachprüfen erlauben, ein wenig weit ins alte romantische Land seiner vorkriegerischen, glänzenden Hetzromane zurück. Das Wesentliche des Dichters sei, dass er Einbildungskraft habe, formuliert Barrès einmal, nicht bestürzend kühn vielleicht, eine Erwiderung an Bourget. Niemand möchte demnach Barrès den Dichternamen abstreiten, der etwa seiner kräftig einbildenden und eingebildeten Darstellung des rheinischen Sagenschatzes und folk-lore, innerhalb unseres Strassburger Universitätskursus, staunend gefolgt ist. Viktor Hugo wird in diesen Vorträgen gelegentlich gelobt, dass er die rheinische Tradition dem erstickenden germanischen Mythos von „Jenseits des Rheines" entrissen habe. „Seine Ignoranz hat ihm dabei gedient", fährt Barrès fort, „und in bestimmterer Art und Weise sein Genie." Das Genie von Maurice Barrès selbst ist von zu spezifisch lateinischer Art, als dass wir hier abwägen dürften, wie weit es ihm behilflich war, seinerseits die rheinische Tradition dem erstickenden Mythos d'outre Rhin zu entreissen; das aber ist sicher: seine Ignoranz hat ihm dabei gedient, und sogar in der bestimmtesten Art und Weise.

Wir dürfen das nicht ohne einige Belege lassen, um einen Begriff zu geben von der besonderen Geistesverfassung, in die ein schrankenloser Nationalismus selbst so feine und ausgezeichnete Geister, wie deren Barrès einmal einer gewesen sein soll, unvermeidlich herabsinken macht.

Wir müssen uns im Wesentlichen darauf beschränken, aus der zweiten Vorlesung „La vie légendaire du Rhin" (Revue des deux mondes, 1.1.1921) einige Beweisproben für

diese betrübende Tatsache zu bringen. Kein Zweifel, dass auch die übrigen Vorträge des nämlichen Gehaltes an Kenntnis und Gewissenhaftigkeit sich erfreuen — Stichproben werden es zeigen.

Barrès' wissenschaftlich kalte Bemühung gilt in diesem zweiten Abschnitt seines Freien Kurses vor allem dem Nachweis, dass die germanische Mythologie und deren Reste in der Volkssage grundsätzlich am Rhein fremd und aus dem innern Deutschland dorthin auf dem Wege einer preussischen mythologischen Zwangsverwaltung eingeschleppt seien. (Die Schlussfolgerungen liegen klar, und Barrès versäumt nicht, sie weiterhin zu ziehen.)

Zunächst wird dieser Nachweis von Wodan geführt, dem verhassten teutonischen Gott, dem monstre à dix mains, wie ihn Barrès' Lehrer Viktor Hugo mit schöpferischer Phantasie asiatisiert. Dass Barrès hier (S. 32) Odin und Wodan ganz offenbar für zwei verschiedene Götter hält (statt für die nordische und die deutsche Namensform eines und desselben germanischen Gottes), mag von vornherein einen Begriff geben von dem Grade nicht etwa wissenschaftlicher, sondern gemein-europäischer Bildung, die hier obwaltet.

„Nicht am Rhein," bestimmt Herr Barrès, „nicht am Rhein konnte Wodan geboren werden, der einäugige Gott, noch der Wilde Jäger . . ." Erlaubt die Bildung, die der gefeierte Romancier sich mittels Ausdrücken wie folk-lore hier zuschreibt, erlaubt seine Bildung die unliebsame Kenntnis, dass allerdings am Rhein und gerade am Rhein, am fränkischen Niederrhein, der alte gemein-germanische Elementar- und Windgott Wodan zum Range des beherrschenden germanischen Gottes zuerst erhöht worden ist? Dass die Gewährsmänner des Tacitus eben hier am Rhein auf diejenigen germanischen Stämme stiessen, die als höchsten Gott den Mercurius (d. i. den Windgott und Seelenführer Wodan) verehrten — was weiter im Innern durchaus nicht der Fall war, namentlich nicht im östlichen und südöstlichen Germanien? „Am untern Rhein und von da landeinwärts, wo

eine Menge römischer Kultur auf die Germanen überging, kam Wodan auf und hatte im 1. Jahrhundert n. Chr. bereits den Sieg errungen" — so bezeugt Golther im Handbuch der germanischen Mythologie; jede andre Darstellung germanischer Götterlehre würde Barrès (oder seinen Gewährsmann) im selben Sinne unterrichtet haben. Aber sein lateinisches Gefühl sträubt sich vielleicht gegen die Gleichsetzung von Mercurius („deorum maxime Mercurium colunt", Tacitus Germania IX.) mit Wodan? Dann wird er das Zeugnis des Paulus Diaconus, des longobardischen Geschichtschreibers aus der Umgebung des Carolus Magnus, ehren: „Wodan sane . . . ipse est qui apud Romanos Mercurius dicitur." Barrès, dessen Gewährsmänner ihn mit so viel Quellenkunde dekorativ überlastet haben, erlaubt vielleicht auch den Hinweis, dass etwa die Ruine Godesberg bei Bonn, eine uralte römische und germanische Kultstätte, ihren Namen von dem fränkischen Gotte Wodan trägt, und zwar nicht nach der Willkür preussischer Mythologen: im rheinischen Kloster Heisterbach, dessen wundervolle Zisterzienserkirche erst die napoleonische Herrschaft zerstörte, hat der geborene Kölner Bruder Caesarius (Dialog. mirac. VIII, 46) uns schon die Namensform Wudinsberg überliefert.

Genug der Pedanterei. Wer etwa mit germanistisch-historischem Interesse die Vorträge des Franzosen liest, stösst in jedem Augenblick auf die amüsantesten Entstellungen und erhält einen Begriff davon, wie tief nationalistischer Fanatismus einen Geist sinken lassen kann, der einmal die lebendigste Bildung seiner Generation repräsentierte.

„Germaniens Landschaft," so belehrt uns taciteisch die Erinnerung des Herrn Barrès an seine deutschen Reisen, „Germaniens Landschaft ist wenig begrenzt, sehr übel vermenschlicht: sumpfige oder sandige Ebenen, ungeheure Plateaus, finstere Dehnungen voller Tannen, freudlose Meerufer. All das bringt eine Totentanzwelt hervor, Alpdrücke eines Totenbeschwörers, Ausgeburten der Einbildungskraft,

unter denen die Hexe, der Verworfene und das Schlachtopfer besonders ins Auge fallen.»

Welch kimmerische Welt! Welch schauerliche Geschöpfe einer so gut wie asiatischen Steppe, die offenbar gleich jenseits der letzten heroischen Brückenköpfe der Zivilisation beginnt!

Wie anders das Rheinland! Wie human, wie freundlich lateinisch, wie sanft keltisch, wie beinah schon französisch!

«Die Eifel selbst, der einzige Teil des Rheinlands, der enterbt ist gleich den schlimmsten Einöden des Nordens, ist mit feindseligen Gestalten nur durch die Anstrengung der Germanisatoren bevölkert worden ... Diese Welt von Schreckensgestalten musste in allen Stücken aus den verworrenen Wäldern des brutalsten Germanien kommen.» In vollem Ernst, so ging es zu bei uns. Und Scharen preussischer Volksschullehrer, wodanbärtig und wälderhaft brutal, brachen jeden Sonntag mit dem Frührot auf, um unter den unglücklichen Kelten der Eifeleinöden alle Scheusslichkeiten Walhalls populär zu machen — nicht wahr, so ist es französisch genug gesehen?

Nichts charakteristischer für diese Tendenz, das Rheinland geistig dem übrigen Deutschland entgegenzusetzen, als die Barrèssche Darstellung der rheinischen Eigenart in der Sagenwelt. Barrès findet, dass diese rheinische Sagenwelt Züge trage, die sie derjenigen der Ardennen, der Maas und der Vogesen verwandt erscheinen lasse, Züge, eigentümlich der keltischen und lateinischen Mythologie. Sie sei weit entfernt, Monstrositäten und brutalen Gewalten, die man nicht meistern könne, ein schreckenvolles Prestige zu leihen, wie die Mythologie von jenseits des Rheins das tue. «Welch ergreifenden Gegensatz bilden zu dieser schwarzen Bevölkerung» (nicht die linksrheinischen Senegalneger, sondern die rechtsrheinischen Sagengestalten sind gemeint) «die Hexen, die wilden Jäger und die Zwerge, welche in den Landschaften des Rheins mit wohlanständiger Vertraulichkeit ihr liebenswürdiges und rührendes Wesen treiben!» Und

Barrès weist im einzelnen nach, wie jene Wesen am Rhein nur den Namen gemein haben mit den Spukgestalten d'outre Rhin. Er gibt uns Beispiele und Begriffe von ihrer Menschenfreundlichkeit, ihrer holden keltischen Humanität, ohne die leiseste Ahnung, dass alle die Züge, die er hier als spezifisch rheinisch anführt, dem gemein-deutschen Sagengute angehören. Wo sich diese Ahnung indessen allzu unwiderstehlich aufdrängt, hilft Barrès wohl auch nach; dass etwa der Wilde Jäger, die späte mythische Form des Windgottes Wodan, als Sagengestalt auch im Rheinlande zu Hause sei, wagt auch Barrès nicht völlig abzuleugnen, aber, behauptet er, seiner Theorie gemäss, es ist keineswegs jene Gestalt aus den dichten Wäldern des „Hartz", in der berühmten Ballade von „Burger" heraufbeschworen. Dies Taschenspielerkunststück ist um so artiger, als Bürger diese rheinische Sage auch in der Dichtung selbst ausdrücklich in der Rheingegend, keineswegs im Harz, spielen lässt; gleich der Anfang seines Gedichts zeigt es ja: „Der Wild- und Rheingraf stiess ins Horn . . ."

Am meisten Missgeschick hat aber Barrès mit den rheinischen Zwergensagen. „Was für charmante Leute!" diese Zwerge in den Bergen der Pfalz und drunten im Rheintal, zwischen Koblenz und Köln, „und wie verschieden von den Gnomen und Kobolden von ‚Jenseits des Rheins', verkrochen in den Eingeweiden der Erde und in den schwarzen Reichen Nibelheims!" Und hell entzückt berichtet er eine ganze Reihe von rheinischen Zwergensagen über diese kleinen Hausgottheiten, die wohl von den Laren und Penaten der römischen Epoche abstammen möchten; die nicht roh, klotzig, selbstsüchtig, unverschämt wie ihre Kollegen von Jenseits des Rheins würden, sondern nahe Verwandte jener Feen und Zwerge seien, die wir mit soviel Höflichkeit und Grazie in den Märchen von Perrault sich bewegen sähen. Mit einem Wort, keine Zwerg-Boches, sondern aimable Miniatur-Landsleute von Maurice Barrès. Wie nahe liegen da nicht gewisse diskret verschwiegene Folgerungen, und wie schmeichelhaft wären diese!

Ungern entschliesst man sich, und sozusagen gegen sein eigenes Interesse, einer so reizvollen und überzeugenden Konstruktion, an der alles zweckhaft stimmt und übereinstimmt bis auf die Tatsachen, mit plumper, fast hätten wir gesagt mit rechtsrheinischer Pedanterie zu nahe zu treten. Unglücklicherweise werden wir nicht durch jene weise Unwissenheit in allen rheinischen und deutschen Dingen unterstützt, die Barrès an seinem Landsmann Viktor Hugo rühmt, und die unserm Staël-Tacitus des modernen Rheinland durch seine Gewährsmänner so glücklich erhalten geblieben ist. Denn, taktlos zu sagen, nicht eine, nicht eine einzige der von Barrès angeführten rheinischen Zwergensagen, die nicht, oft sogar mehrfach, genau so auch in andern deutschen Landschaften wiederkehrte; alle die Züge, die Barrès als spezifisch rheinisch, spezifisch nichtdeutsch anführt, alle diese Züge der Zwergensage kehren in der Mythologie des rechtsrheinischen Deutschland wieder: die Lektüre irgendeiner der grossen deutschen Sagensammlungen überzeugt alsbald jeden Leser von dieser Tatsache, sei es das grosse „Sagenbuch des Preussischen Staates" oder Grimms deutsche Sagen, oder endlich mehrere landschaftliche Sagensammlungen miteinander verglichen.

Aber Jakob Grimm ist für Barrès' Auffassung allerdings ein allzu verdächtiger Zeuge. Der Gelegenheitshistoriker der Strassburger Universität bringt es fertig, seinem Publikum Jakob Grimm als den Typus eines nationalistischen Fanatikers vorzustellen, der zudem den Ehrgeiz gehabt habe, seinem Lande den alten Götterglauben zurückzugeben. Er macht eine Art von Maurice Barrès der deutschen mythologischen Forschung aus dem Typus deutschen Gewissensfleisses. „Quelle audacieuse ambition que celle du savant allemand Jakob Grimm!" Und er schildert den dramatischen Kampf, der am Rhein zwischen dem Lothringer Hugo und dem Hessen Grimm getobt habe, und der, natürlich, mit dem Sieg des in rheinischen Dingen tiefer blickenden französischen Dichters endete. „Mais le poète français allait au

fond de la vérité rhénane" — ohne Zweifel schon deshalb, weil er in seinem Buch Le Rhin die wesentliche Entdeckung gemacht hatte, dass die Bewohner des linken Rheinufers Franzosen seien, ohne es zu wissen.

Barrès bleiben diese Erfolge seines Meisters leider versagt. Das Unglück wissenschaftlicher Fehlschlüsse verfolgt ihn mit betrübender Hartnäckigkeit bei seinen Forschungen und „Tatsachen, und nochmals Tatsachen". Allenthalben hindern ihn die ärgerlichsten Zufälle, bis in den Grund der rheinischen Wahrheit hinabzusteigen. Er macht sich etwa lustig über die Schüler der Brüder Grimm, die im Rheingebiet sogar die Blaue Blume wiederfinden, die eigentliche Blume der Romantiker von Jenseits des Rheins: dürfen wir ihn darüber unterrichten, dass die Blaue Blume als Sesamzauber in der rheinischen Sage längst heimisch war, ehe sich Novalis ihrer im „Ofterdingen" als romantischen Symbols bediente (vergl. als Beispiel die Sage von der Wiesenjungfrau, lokalisiert zu Auerbach an der Bergstrasse, bei dem 1674 von Turenne zerstörten Auerbacher Schloss der Grafen von Katzenelnbogen). Oder Barrès polemisiert, wie gegen Jakob Grimm, so gegen alle jüngern Sagenforscher und Mythologen, die unbefangen genug irgend welche tiefern Beziehungen und Übereinstimmungen zwischen dem rheinischen und dem übrigen Deutschland annehmen. Er schreibt ihnen — so schwer ihn das ankommen mag — Fälschungsabsichten zu und denunziert sie mit Vorliebe als d'outre Rhin.

Damit hat er nun Unglück. So heisst ihm z. B. der Sagenforscher Alexander Kaufmann, der Verfasser des Buches „Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen . . ." Köln 1862 ein „Mythologe von Jenseits des Rheins"; dieser „Germane von überm Rhein", dieser „Germanist" (die Bezeichnung schon ist offenbar verdächtig) ist aber, unglücklicherweise, ein Angehöriger der altangesehenen Bonner Familie Kaufmann, und man kann nicht rheinischer, nicht linksrheinischer sein, als es, auch in der

Thematik seiner Arbeit, Kaufmann gewesen ist; auch in seiner zweiten, fränkischen Heimat (Wertheim am Main) ist er der rheinischen Sphäre immer treu geblieben. Was wird also aus den Schlussfolgerungen, die Barrès aus der Rhein-Jenseitigkeit Kaufmanns ziehen zu müssen glaubt? sie verkehren sich in ihr gerades Gegenteil. Und wenn Barrès diesem Germanisten (er scheint das ungefähr für ein Synonym von germanisant zu halten) von Jenseits des Rheins vorwirft, seine Begehrlichkeit träume davon, aus dem Rhein nicht die Grenze, sondern die geistige Mitte, den heiligen Boden Germaniens zu machen — so nehmen wir das als ein Zeugnis mehr dafür, wie in diesem Punkte der Rheinländer mit dem Innerdeutschen und Ostdeutschen übereinstimmt. Denn eben in dieser Auffassung, dass der Rhein und das Rheinland das eigentliche Herz Deutschlands und deutscher Geschichte seien, eben darin begegnen sich die Deutschen aller deutschen Landschaften. Wenn Simrock, der Bonner, der Sohn eines für französische Revolutionsphrasen empfänglichen kurfürstlichen Beamten, in der Einleitung seines „malerischen und romantischen Rheinlandes" (1840) schreiben konnte: „Ja, der Rhein ist uns ein heiliger Strom, und seine Ufer sind die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Kultur ... Weit entfernt, Deutschlands Grenze zu bilden, fliesst der Rhein vielmehr mitten durch das alte Deutschland ... Deutsche Art, Sprache und Sitte kann sich nirgends in so lebendiger Eigentümlichkeit ausgeprägt finden als in dem Lande, das als ihre ursprüngliche Heimat zu betrachten ist" — so klingt das wider bei dem noch unter schwedischer Fremdherrschaft geborenen Ernst Moritz Arndt von der Insel Rügen, in seiner Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze":

„Der Rhein und seine umliegenden Lande und die nächstliegenden Lande ... sind der Kern und das Herz des deutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja, in die äussersten

Glieder seines Leibes ausgegossen werden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Deutschheit. Hier ist das ursprüngliche Deutschland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Sitte. Auch anderswo ist Deutschland, aber es ist dort nicht so deutsch als hier im Süden.» So schrieb selbst Frau von Staël in ihrem Buch über Deutschland: «Man könnte diesen Strom (den Rhein) für den Schutzgeist Deutschlands halten.»

«Das alte Elsass», so bezeugt uns ein Rheinländer aus alter Strassburgischer Familie, W. H. Riehl, «erschien nicht wie eine Grenzprovinz, ein blosses Anhängsel von Deutschland; es lag kulturgeschichtlich im Zentrum der deutschen Nation, als ein tonangebendes Hauptglied. Ein vorgeschobenes Nebenland hätten wir allenfalls verschmerzen können» (wie etwa den deutschsprechenden Teil Lothringens oder Luxemburg), «aber ein solches Haupt- und Zentralland deutscher Zunge niemals.» Und Josef Görres, der Koblenzer, der Herrn Barrès als Parteigänger der französischen Revolution bekannt und erfreulich ist, schreibt in seinem Rheinischen Merkur (den wir Herrn Barrès zur Lektüre empfehlen) von seinen oberrheinischen Landsleuten: «Zur Zeit als Teutschland durch Verrat und Erbärmlichkeit die Elsässer den Franzosen in die Hände gespielt, sind sie bessere Teutsche gewesen als die Teutschen jenseits des Rheins selbst.» Und er begegnet sich in seiner Hoffnung, dass sie das dereinst wieder werden möchten und könnten, seltsam mit einem Deutschen von der äussersten Ostgrenze deutschen Volkstums. Denn Viktor Hehn, der deutsche Kulturhistoriker, aus dem östlichsten Bereich deutscher Bildung, aus dem Baltenland gebürtig, derselbe, der das Rheinländertum Goethes mit einer beinah leidenschaftlich einseitigen Liebe für den rheinischen Südwesten Deutschlands herausgearbeitet hat in seinen Schriften, er prophezeit in seinen «Gedanken über Goethe», wenn achtzig Jahre nach Goethes Tode wieder ein Dichter auftreten sollte, der

sich zu Goethe verhielte, etwa wie in der Staatskunst Bismarck zu Friedrich dem Grossen, dann würde er kein geborener Märker oder Pommer, wohl aber vielleicht ein Elsässer sein.

Und die Elsässer selbst? Dürfen wir Herrn Barrès, für den Fall, dass die Tatsache nicht strafbar sein sollte, die Meinung eines von seinen elsässischen Landsleuten wertgeschätzten elsässischen Dichters anführen, des Strassburgers August Stöber, der am 8. Mai 1838 in einem Briefe ins badische Nachbarland schreibt: „Das Elsass muss deutsch fortgebildet werden, wenn ihm irgend noch ein Heil blühen soll . . . Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten, und sollten die Wälschen darüber des Teufels werden." (Borries, Deutsche Dichtung im Elsass, Strassburg 1916.)

Die zuverlässigsten einheimischen Kenner des rheinischen Landes bezeugen uns die Zugehörigkeit der rheinischen Sagenwelt zum deutschen Sagenschatze: der rheinische Kulturhistoriker W. H. Riehl, wie erwähnt aus einer altstrassburgischen Familie gebürtig, die in die Pfalz und den Rheingau ausgewandert war, bezeugt in seinen „Elsässischen Kulturstudien", die deutsche Sagenwelt habe beim elsässischen Volke so besonders reich geblüht und sei so fest gewurzelt geblieben, „dass sie die Franzosen nicht austilgen konnten, wohl aber mitunter fälschten".

Wir sehen hier im Vorbeigehen eine Art Erklärung für die Leichtfertigkeit, mit der Barrès die dem Deutschen so fern liegende nationalistische Zweckentstellung überlieferter Sagen als eine deutsche Regierungsmaxime ohne weiteres annimmt.

„Der Skandal ging zu weit. Die rheinische Einbildungskraft beunruhigte sich über diese Entstellung ihrer teuersten Phantasien" — nämlich durch die deutschen Mythologen, nicht etwa durch französische Sagenforscher von der Gewissenhaftigkeit eines Barrès. Und der Advokaten-Eifer des Lothringers für die Sache seiner „Landsleute" von Victor

Hugos Gnaden geht hier so weit, dass er vor unmittelbaren Falschdeutungen und schlichtem Falschzeugnis im Interesse der guten Sache nicht zurückscheut.

Denn wo, bitte, wo beklagt sich Wilhelm Hertz (so, nicht Herz, heisst nämlich der Germanist), oder wo der rheinische Dichter Wilhelm Schäfer über eine Invasion des Germanismus in den Schatz der rheinischen Sage, wo werfen sie den „Leuten von jenseits des Rheins" vor, die Legenden des Rheins mit fremden Göttern zu belasten, wie Sie, Herr Barrès, auf S. 32/33 des ersten Januarheftes 1921 behaupten? Das sind rein rhetorische Erfindungen Ihres Hasses, als Seitenstück würdig der Albernheit Ihrer nationalistischen Romane (Colette Baudoche).

„Mögen die Gottheiten Walhalls in die Länder zurückkehren, wo sie zu Hause sind, und mögen sie aufs neue freies Feld lassen den eingeborenen Gestalten, welche die rheinische Phantasie aus ihrem Leben, ihrem Traum, ihren gewissesten Aspirationen" (so etwas lässt sich nun mal nicht deutsch sagen!) „hervorgehen liess!" Die Gottheiten Walhalls, um es noch einmal zu sagen, sind am Rhein genau ebensosehr oder ebensowenig zu Hause, als sie es im übrigen Deutschland sind. Sicherlich ist es Barrès bekannt, dass es überhaupt keine unmittelbaren Überlieferungen einer Walhall-Mythologie in Deutschland gibt, sondern dass diese ausnahmslos aus der nordischen Edda stammen und allenfalls in flüchtigen und undeutlichen Resten alten, durch die deutsche Romantik geborgenen Sagengutes ihr letztes Schattendasein fristen.

Sehen wir, wie er sich dieser deutschen Rheinromantik gegenüber verhält.

„Rüsten wir uns mit Klarblick und einem festen Herzen" — nämlich um sich der Lorelei und ihrer Legende zu nähern, meint Herr Barrès. Seine lateinische Kühnheit wird belohnt: auch hier entdeckt er wieder die Spuren von teutonischen Fälschungen rheinischen Sagengutes. Eichendorffs zauberhaftes Loreleigedicht „Waldesgespräch", von Schu-

mann mit Tönen beschenkt, nennt Barrès eine konfuse Erfindung der Romantik von jenseits des Rheins. Ein Schlesier aus jener deutschen Landschaft, die Herrn Barrès so sympathisch sein würde, falls sie sich entschliessen könnte, nach acht Jahrhunderten deutscher Kulturgemeinschaft es mit der höheren polnischen Zivilisation zu versuchen (durchaus freiwillig natürlich)[1] — ein Schlesier also, der Baron Joseph de Eichendorff, bemächtigte sich, nach Barrès, dieser simplen Lorelei-Anekdote Brentanos, griff sie auf, entstellte sie und gab ihr eine Pathetik anderer Art, die dann Heinrich Heine übernahm und auch im Rheinland volkstümlich machte. Denn „die Rheinländer, gelehrig und gern dem Lyrismus sich hingebend, ohne sich mit seiner tiefern Begründung zu beschäftigen, haben eine Veränderung angenommen, die man ihrem einheimischen Folklore aus Sachsen und Schlesien beibrachte". Um Vergebung! Erstens ist die Lorelei, wie Barrès einige Zeilen früher selbst zugibt, eine Erfindung des Dichters Brentano (1799), hat also mit rheinischem Folklore nicht das mindeste zu tun, sondern ist poetische und künstliche Romantik; und diese Romantik ist eben überhaupt erst in der Form volkstümlich und rheinisch volkstümlich geworden, welche ihr Heine gab, die Figur der Lorelei, laut Barrès, von der konfusen Romantik der Eichendorff und Loeben übernehmend. Zweitens sind wir Rheinländer so gelehrig nicht, dass wir uns den pseudowissenschaftlichen Lyrismen des Dichters Barrès hingeben würden, ohne uns mit den tieferen Begründungen dieses Lyrismus zu beschäftigen, und zwar recht misstrauisch zu beschäftigen.

Sogleich findet sich die beste Gelegenheit dazu. Denn Barrès kommt auf einen verehrten Namen seiner ästhetizistischen Jugend zu sprechen, auf einen deutschen Namen, auf den Neuschöpfer des grossen musikalisch-philosophischen Nibelungenmythos. Wir sind gewohnt, aufzuhorchen, wenn

[1] Dies war geschrieben von der zugunsten Deutschlands ausgefallenen Abstimmung in Oberschlesien und vor den jetzigen Schicksalen unsrer von französischen Truppen „beschützten" oberschlesischen Landsleute. Mai 1921.

ein Zeitgenosse von Barrès' Rang sich mit dem gewaltigen Problem Richard Wagner beschäftigt. Was hat Maurice Barrès, der einst eine Studie über den Parsifal schrieb, im Zusammenhange seiner rheinischen Theorien von Wagner zu berichten?

„Richard Wagner hat in den Rhein den Ring des Nibelungen geworfen. Indem er dem ersten Stück seiner Tetralogie den Titel ‚Das Rheingold' gab, wollte Wagner proklamieren, die germanische Mythologie sei am Rheine heimisch, wie wenn sie dort von jeher zu Hause gewesen sei." Quelle audacieuse ambition que celle du musicien allemand Richard Wagner! Den Nibelungenhort in den Rhein zu versenken, dergleichen konnte natürlich nur dem preussischen Komponisten des „Kaisermarsches" beikommen, der schon im Lohengrin die belgische Stadt Antwerpen zynisch genug zum Deutschen Reiche rechnete und dort sogar den deutschen König Heinrich einen militaristischen Aufruf von schamloser Deutlichkeit zugunsten des bedrohten Deutschen Reiches singen liess. Von ihm war eine solche Fälschung der rheinischen Sage zuerst zu erwarten. Irgendein Pedant zwar könnte sich mit dem Hinweis lästig machen, dass vor Richard Wagner schon der Hagen des Nibelungenliedes den Hort der Nibelungen in den Rhein versenkt habe (Vers 1137 der Ausgabe von Bartsch = Vers 1077 der Ausgabe von Lachmann). Aber Maurice Barrès teilt wenigstens hier einmal die Meinung eines preussischen Königs: auch er würde, gleich Voltaires Freund, dergleichen Zeug wie das Nibelungenlied „in seiner Bibliothek nicht dulden, sondern herausschmeissen". Man darf ihm nicht zumuten, von solcher Lektüre andere Eindrücke aufzubewahren, als die sich für einen antigermanischen Zettelkasten eignen. Und wer steht ihm dafür, dass jene Stellen des Nibelungenliedes nicht etwa von preussischen Gelehrten ...? Zwar, dem dürften wir durch einen bescheidenen Hinweis auf die Heldenlieder der nordischen Edda begegnen, in der das Gold des Rheins und der in den Rhein versenkte Goldhort Fafnirs leider schon

lange vor Wagner bezeugen, dass die germanische Mythologie sich selbst von Island und dem hohen Norwegen aus gesehen am Rhein zu Hause fühlte — ganz ohne preussische Propaganda:

„Der reissende Rhein nun hüte, was Recken zum Streit entflammte, Das einst die Asen besessen, das alte Niflungen-Erbe! Im rinnenden Wasser besser sind die Ringe des Unheils verborgen, Als wenn an hunnischen Händen das helle Gold erglänzte!" Atli-Lied. Übers. von Gering.

(Auch etwa im Wölandslied, im Sigurdslied, in der Snorra-Edda könnte Herr Barrès sich vorwagnerischen Rheingolds versichern.)

Aber genug; die Beispiele werden ausreichen, um zu zeigen, wie der Rheinsänger Barrès in den elementarsten Dingen rheinischer Sagen-Überlieferung zu Hause ist, und welches Mass von Gewissenhaftigkeit er seinem Gelegenheitsamt an der Akademie Strassburgs vorbehielt.

In der „historischen Legende" des Rheins scheint Barrès nicht besser daheim, wenn wir nach den eleganten Proben urteilen dürfen, die er im folgenden Abschnitt aus dem Schatze der geschichtlichen Sagen Rheinlands gefällig darbietet. Die beste Probe gibt seine Darstellung der napoleonischen Legende am Rhein, die von falschen Behauptungen wimmelt.

„Vergebens haben sich preussische Dichter wie Ruckert (sic) angestrengt, um feindliche Züge in die (rheinische) Legende des Kaisers zu mischen." Friedrich Rückert, Herr Barrès, ist durchaus nicht Preusse, er ist Franke aus der weiland freien Reichsstadt Schweinfurt im heutigen bayrischen Franken gebürtig und ein Dichter von ausgesprochen süddeutscher Eigenart. Und wenn er, auf Einladung Friedrich Wilhelms IV., einige Jahre als Universitätslehrer in Berlin zubrachte, so geschah das mit solchem Widerwillen gegen diese Stadt, ihre Bewohner, ihren Lebensstil, dass Herrn Barrès Preussenhass sich daran hätte entzücken können. Barrès' verwechselt auch hier, wie seine Landsleute so

oft, ein lebhaftes deutsches Empfinden mit Preussentum. Und was den Kultus Napoleon Bonapartes, des letzten grossen Italieners, angeht, so ist er nichts, wodurch sich das Rheinland vom übrigen Deutschland so besonders unterscheidet: man denke an Weimar und Wien, Dresden oder Kassel.

Den Napoleonkultus Heines lässt sich Barrès, der Antisemit aus Dreyfus-Zeiten, natürlich nicht entgehen. „Das Rheinland", soweit zeigt er sich wohlunterrichtet, „hat zwei Künstler hervorgebracht, Heine und Schumann, deren ‚Beide Grenadiere' eine Anhänglichkeit versinnbilden, die selbst die Niederlage überdauert." Wenn Herr Barrès, allzu treuherzig, nicht sogar selbst seine eigenen Ratschläge befolgte, nämlich den Rat an seine Landsleute, das schädliche Studium des deutschen Liedes und der deutschen Literatur den Gelehrten und den gens de goût zu überlassen (siehe die 1. November-Abendnummer des „Echo de Paris" von 1920!), so hätte er in Nietzsches Ecce homo — wo ihn überdies die schönsten Schmähungen auf das Deutschtum belohnt hätten — einige ingrimmige Ausfälle gegen Robert Schumann, diesen „süsslichen Sachsen", zur Kenntnis nehmen können, hätte sich vielleicht erinnert, dass dieser süssliche Sachse sogar mit besonderer Vorliebe der konfusen Romantik seines schlesischen Nachbarlandsmannes Eichendorff seine Töne schenkte. Nicht aus tüdesker Rechthaberei, sondern sozusagen um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir darauf bestehen, dass Schumann, dessen rheinisches Grab zur Zeit französische Regimenter behüten, dennoch kein Rheinländer war — nichts weniger als das —, sondern dass er, unromantisch genug allerdings, aus Zwickau im ehemaligen Königreich Sachsen stammte, und dass er Heines „Die beiden Grenadiere" zehn Jahre früher (in Leipzig) komponierte, ehe er, nicht lange vor seinem Zusammenbruch, in die rheinische Stadt berufen wurde, wo der Knabe Heinrich Heine den Kaiser Napoleon hatte einreiten sehen. Tut nichts: Schumann hat „Napoleon ver-

herrlicht" — nämlich indem er die Meisterballade eines deutschen Dichters komponierte —, also muss ihn das Rheinland hervorgebracht haben. Barrès hätte sich, in Konsequenz dieser keltisch scharfen Logik den Mannheimer Friedrich Schiller nicht sollen entgehen lassen, den späteren Ehren-citoyen der französischen Ersten Republik und zugleich den Ehrenretter und Verherrlicher der Pucelle von Orleans. Und wahrhaftig — er hat ihn sich nicht entgehen lassen! denn an viel späterer Stelle, im fünften Vortrage (Rev. d. d. M., 15. II. 1921), finden wir zum Beweis für den rheinischen Kultus der Jeanne d'Arc mit taschenspielerhafter Ethnographie den „Rheinschwaben (Souabe-Rhénan) Schiller" angeführt, dessen Haus in Oggersheim lange von einem Veteranen der Grossen Armee (Ah!) gehütet worden sei, und der gegen die abscheulichen Fazetien Voltaires protestiert habe in seinem Theaterstück „La jeune fille d'Orléans". Zwei Lieblingsrequisiten in der falschen Rhein-Romantik von Barrès: der Veteran der Grossen Armee und die Pucelle.

„Noch heute versammeln jedes Jahr rührende Zeremonien die Familien der verschwundenen Veteranen an den Monumenten der Toten von der Grande Armée." Das muss Herrn Barrès der nämliche Eulenspiegel weisgemacht haben, der einem andern französischen Entdeckungsreisenden von 1920 im Rheinland aufband, der Kult der Jungfrau von Orleans erfreue sich im Rheinland einer grossen Verbreitung, besonders bei den rheinischen Frauen. Und sieh da, im fünften Vortrage übernimmt Barrès wahrhaftig auch diese anmutige Fiktion, um seine propagandistischen Folgerungen daran anzuspinnen.

Inzwischen bemüht er sich, im vierten Vortrage die Segnungen der französischen Verwaltung im Rheinlande, von 1794 bis 1814, bengalisch zu glorifizieren. Diese kurze Zeit, „unter dem Regime des Wohlstands und des Friedens(!), den Napoleon dem französischen Rheinland sicherte", „unter dem vormundschaftlichen Schutze Frankreichs", diese

Zeit erscheint Barrès als die eigentliche goldne Zeit der Rheinlande, und die Entwicklung des Landes unter der preussischen Verwaltung ist ihm nichts als ein mechanischer Weiterausbau des vom französischen Geist 1814 unvollendet gelassenen Fortschrittsgebäudes. Mit keltischem Theateraufschrei feiert er die Männer der französischen Verwaltung am Rhein, unter Republik und Kaiserreich: „Ah! ces administrateurs, quel honneur ils font à notre race!" Gewiss, es waren ausgezeichnete Männer unter den Verwaltungsbeamten des ersten Kaiserreichs, und unsre heimischen Historiker bewahren ihnen, wie es sich geziemt, ein gerechtes Andenken, wie etwa dem wohlmeinenden, leider zu früh abberufenen Koblenzer Präfekten Marquis von Lezay-Marnesia aus Metz. In unseren Bemühungen um historische Gerechtigkeit bedürfen wir der Unterstützung des Pariser Romanciers nicht. Denn welche Fälschungen im übrigen! Welch unerlaubt dreiste Verhehlung all des Raubes an kostbarstem rheinischen Traditions- und Erinnerungsgut, an künstlerischen, wissenschaftlichen, materiellen Werten! Wie werden wiederum die preussischen Verdienste um Erhaltung und Behütung alter Werte in den Rheinlanden unterschlagen oder gar in ihr Gegenteil verkehrt!

Weiss Herr Barrès nicht, wie viele der von ihm als „Rassenehre" gefeierten Verwaltungsheroen im Rheinland gehaust haben wie einst Mummius und Sulla in Hellas? Sicher wird er gelegentlich im Louvre spaziert sein. Dort könnte er, der Verehrer Karls des Grossen, in der salle des Empereurs und in der salle de la paix noch heute die antiken Porphyr- und Granitsäulen bewundern, welche von den ausgezeichneten Administrateuren des französischen Staates aus dem Oktogon des Aachener Münsters, der Pfalzkapelle Karls des Grossen, herausgebrochen und, zusammen mit den aus St. Gereon in Köln geraubten Säulen und tausend andren Kostbarkeiten der Rheinlande, nach dem neuen Rom geschafft worden sind.

Aber die Entstehungsgeschichte der Louvresammlungen

mag immerhin für den Feind preussischer Raubpolitik etwas Peinliches haben. Er interessiert sich lieber für die Entstehungsgeschichte der rheinischen Kunstsammlungen und stellt die reizvolle Theorie auf, dass diese den französischen Bemühungen um die Erhaltung des rheinischen Kunstgutes zu danken seien oder unter deren Einfluss von rheinischen Privatleuten geschaffen worden seien. Hier kommen abermals Barrès' lokalgeschichtliche Kenntnisse zur Geltung. „Les premières collections furent rassemblées à l'époque française par des érudits locaux, Wallraff (sic) à Coblence (!), Wyttenbach à Trèves." Die Kollektion des Kölners Ferdinand Franz Wallraf (1748—1824), Kanonikus von St. Maria im Kapitol, letzten Rektors der von den Franzosen aufgehobenen Universität Köln, entstand in Köln, nicht in Koblenz, und über ihre Entstehung berichtet ein rheinischer (nicht preussischer) Historiker: es sei Wallraf gelungen, „mitunter durch persönliche Entbehrungen und die rastlosesten Anstrengungen, viele der Kunstschätze zu retten, die den habgierigen Blick der räuberischen Franzosen anzogen, so erhielt er z. B. die prächtigen Fenster der Domkirche, deren Wegnahme beschlossen war. Volle Anerkennung und von allen Seiten fand der siebzigjährige Greis, als Köln preussisch geworden." (Ludwig Lange, Der Rhein und die Rheinlande, II., Darmstadt 1856.) Wallrafs Denkschrift über die Verschleppung und Vernichtung so vieler altkölnischer Kunstsammlungen durch die Franzosenherrschaft würde für Herrn Barrès ebenso lehrreich zu vergleichen gewesen sein, wie die Tätigkeit Wallrafs unmittelbar nach dem Ende des französischen Regiments in Köln, von der sein Biograph (in der Allgemeinen Deutschen Biographie) bezeugt: „Er war tätig für die Rückgabe der von den Franzosen nach Paris zusammengeschleppten Kunstschätze und Antiquitäten." Wir empfehlen Herrn Barrès auch, in des von ihm gelegentlich zitierten Kölners Sulpiz Boisserée Lebenserinnerungen selbst nachzulesen, unter was für Bedingungen in Wirklichkeit zur französischen Zeit Kölns eine

Kunstsammlung, wie die der Brüder Boisserée und ihres älteren Kölner Freundes Johann Baptist Bertram, zustande gekommen ist: wo nicht dem Freunde Goethes, so doch dem Mann von französischem Namen wird er ja genügend Wahrheitsliebe zutrauen. Und was die von ihm unvorsichtig erwähnten Sammlungen Triers angeht, so beliebe er, sich auf der Trierer Stadtbibliothek über die Vorgeschichte dieser Sammlung und über Art und Umfang ihrer Verluste zu unterrichten — „je souhaite ces enquêtes".

Aber die Rheinländer der napoleonischen Ära waren, Barrès zufolge, nichtsdestoweniger begeisterte Freunde des napoleonischen Regiments! Dürfen wir ihm nur die Stimme des führenden rheinischen Politikers jener Tage anführen, eines Mannes, der die französische Revolution mit begeistertem Enthusiasmus und rührender Illusionsfähigkeit am Rhein begrüsst hatte? Im „Rheinischen Merkur", der, wenn nicht Herrn Barrès, so doch Napoleon Bonaparte sehr wohl bekannt war, steht nach dem angeblich von den Rheinländern beklagten Abzug der Franzosen ein Aufsatz: „Ob Frankreich oder Deutschland seine Integrität wiedergewinnen wird?" Dort schreibt Joseph Görres, der Rheinländer, der Koblenzer, den die Sorgfalt des Herrn Barrès in diesem Zusammenhang zu zitieren oder auch nur zu nennen vergass, dort schreibt er während der Verhandlungen des Wiener Kongresses wie folgt:

„Wer den Rhein oder auch nur einen Teil des Rheins im Besitz hat, behält die Pulsader von Teutschlands Leben und somit sein Leben selbst in seiner Gewalt beschlossen, und Südteutschland, das hinter dem Bollwerk des Elsasses wohl versichert läge, wird vor ihm, gerade wie die Rheinlande, immer der Schauplatz französischer Kriege sein . . . Ihr schönen Rheinlande, eure Sicherheit und das Heil der teutschen Stämme, die euch bewohnen, wäre schmählich dahingegeben! . . . Nicht lange genug hat auf euren Feldern der Krieg geraset, die Zahl der Jahrhunderte, in denen ihr diesem Volk preisgegeben seid, ist noch lange nicht erfüllt, noch

auch ist des Blutes genug vergossen. Wo irgendeines eurer alten Denkmäler verwüstet steht, die Franzosen haben es ausgeführt; wo irgendein alter Tempel im Rauche aufgegangen, die Franzosen haben ihn angezündet; wo ein Palast in Trümmern liegt, dies Volk hat ihn zerstört; wo eine alte Stadt in Flammen aufgelodert, wo eine Festung gebrochen worden, alles ist von diesen Welschen hergekommen.»

Das lautet hart. Aber man braucht es ja nicht zur Kenntnis zu nehmen und kann dann vielmehr dem preussischen régime die planmässige Zerstörung liebgewordener rheinischer Erinnerungen zuschreiben. Wäre es auch nur, indem man etwa den wohlgemeinten, wenn auch historisch und künstlerisch bedenklichen Wiederaufbau der von Zeit und Franzosen zerstörten Baudenkmäler des Rheinlandes als Schändung brandmarkt. Aber welche planvolle Einseitigkeit hier wiederum! Wie als ob diese falsche Pietät des historizistischen Jahrhunderts nicht ebensogut in Frankreich gehegt worden sei, von dessen Viollet-le-Duc unsere Restauratoren ja so mancherlei Irrtum gelernt haben. Hat Barrès nie die Klagen Auguste Rodins über die zuschanden restaurierten Kathedralen Frankreichs vernommen? Er, der allerdings in seinem Buch La grande pitié des églises de France (Paris 1914) über das Gegenteil übergrosser Pietät den Denkmälern der Vergangenheit gegenüber zu klagen hatte.

Aber freilich, jedes Mittel muss recht sein, das dem verhassten Deutschtum d'outre Rhin einen Makel anhängen kann. Und keine kleinste Möglichkeit dazu entgeht dem sentimentalen Reisenden, der einst die Reste des antiken Athen zu wenig französisch fand. Es ist sicher ein gutes Zeichen für Barrès' Kunstgeschmack, dass er, verwöhnt durch das Niveau der Denkmalplastik im Park Monceau, dem Denkmal auf dem Niederwald nur den höchst flüchtigen Blick eines beleidigten lateinischen Gefühls gegönnt hat. Wenn er aber dennoch aus diesen flüchtigen Eisenbahnerinnerungen das Bild des Germania-Monuments für seine Zwecke neu konstruiert, so kommt französische Gewissen-

haftigkeit dem widerstrebenden Gedächtnis des Romanciers zu Hilfe. Wie schildert Barrès' empfindliches Kunstgefühl cette figure colossale des ambitions de Berlin? „Behelmt" — die Germania des Niederwalds ist barhäuptig, und ihr teutonisch frisiertes Haar bildet sogar eine wahrhaft barbarische Silhouette, die Barrès sich leider entgehen liess; „das Schwert schwingend" — die Germania hält mit der Rechten die Kaiserkrone empor, die Linke liegt am Griff des in bekränzter Scheide ruhenden Schwertes; „umgeben von den Beuteattributen des Reiches" — nicht ein einziges Beuteattribut umgibt die Gestalt — mit einem Wort, das Bild weniger einer teutonischen Geschmacklosigkeit, als französischer Beobachtungsschärfe und Wahrheitsliebe.

Gleichgültige Pedanterien gewiss — aber sie dienen uns, zu zeigen, wie, noch im Kleinsten und Gleichgültigsten, die Phantasie dieses Liebhabers sentimentaler Historie auf die Verewigung des Hasses hinarbeitet.

Doch wenigstens gibt die Germania des Niederwaldes, schwertschwingend oder nicht, einen ausgezeichneten Anlass, um dem vor so viel germanischer Brutalität entsetzten Rheinländer das Denkbild einer erhabeneren Jungfräulichkeit empfehlend ins Gedächtnis zu rufen: „Während die Preussen die Germania aufgerichtet haben als ein Zeichen ihres gierigen und brutalen Willens zur Kolonisation, empfiehlt sich Jeanne d'Arc als ein Zeichen des französischen Apostelamts und der strahlenden Kraft, die von jeher unserer Nation innewohnte." Ungern nur zerstören wir Illusionen, die schon durch ihre ausstrahlende vis comica wertvoll und unersetzlich sind. Aber es muss leider gesagt sein: „die Harmonie, die existiert zwischen Johanna und den Leuten vom Rhein, diese Übereinstimmungen ihrer Gefühle, die Verwandtschaft ihrer Bestrebungen . . ." diese Harmonie ist ein erlesener nationalistischer Zweckschwindel, der durch den melodramatischsten Versöhnungs-Augenaufschlag nicht sympathischer, nicht weniger albern gemacht werden kann:

„Könnte doch die Lothringische Jungfrau das vom Rhein-

land anerkannte Zeichen sein, das Emblem des guten rheinisch-französischen Willens, eine Figur des französischen Lichts und des französischen Friedens!»

Auf deutsch klingt so etwas schlecht und entfernt nicht so generös (Barrès' Lieblingswort) wie auf lothringisch. Es soll uns gewiss jedes Sinnbild ehrwürdig sein, das aus den Erinnerungen eines grossen Volkes genährt, über die Jahrhunderte hinweg Menschen sehr verschiedenen Wesens im Namen eines starken Gefühls und einer echten religiösen Verehrung zusammenschliesst. Aber verbitten müssen wir uns, dass ein solches ehrwürdiges Sinnbild zum Mittel niedriger politischer Spekulationen entwürdigt werde; und dass in seinem Namen geistige Tatsachen von klarer Unzweideutigkeit entstellt werden wie die, dass uns Rheinländer Jeanne d'Arc, ausserhalb ihres überlieferten menschlichen Bildes und ausserhalb des Gebildes unserer Dichtung, als französisch mythologische, französisch religiöse Figur einfach nichts angeht.

Ist es etwa das Recht des physischen Siegers, geistige Tatsachen zu fälschen? Vielleicht. Es mag auch das zum gallischen vae victis gehören. Zum mindesten war diese Auffassung in Frankreich nie ohne Anhänger von Rang. Napoleon Bonaparte schrieb: „Vor allem heisst es sich des Geistes versichern, in dem Geschichte geschrieben werden soll.» Diese Maxime scheint im zweiten Vaterlande Napoleons dankbar aufgenommen worden zu sein. Ein Beispiel: im Mai 1920 besuchten rheinische Freunde die Krypta des Speyerer Domes mit den Kaisergräbern. Der führende Küster zeigte der Gesellschaft, wie das immer geschieht, u. a. auch die im Schutt der Krypta gefundenen Brechwerkzeuge, mit denen im Jahre 1689, bei der programmatischen Verwüstung der Pfalz durch die Generäle des Sonnenkönigs, die Gräber der salischen, staufischen, habsburgischen Kaiser erbrochen worden waren. Er erzählte zugleich, dass vor kurzem ein französischer General (den Namen nannte er uns) mit Entrüstung jene Funde und die dazu gehörige (nur zu sachlich be-

glaubigte) Überlieferung als eine preussische Fälschung bezeichnet habe, bestimmt, das Andenken grosser französischer Siege zu schänden und die französischen Sympathien der Pfalz zu zerstören — „niemals haben Franzosen dergleichen getan". Die Verwüstung der Pfalz, die Schändung und Beraubung der alten Kaisergräber, die Zerstörung des Heidelberger Schlosses sind demnach, trotz Viktor Hugo, von jetzt an als verbotene Fakten anzusehen: der jüngste Sieg gestattet nicht, dass sie sich auch nur zugetragen haben, geschweige denn überliefert werden dürfen. Was wir mit diesem Beispiel ausdrücken wollen ist dies: diese Auffassung ehrt zwar nach unserm Empfinden den hohen französischen Militär; es ziemt dem Soldaten, eine hohe Auffassung von der Güte seiner Sache zu haben; und eine idealistische Illusion über die Güte der menschlichen, der nationalen Natur steht ihm wohl an; denn nichts wäre furchtbarer als der Zynismus eines Soldaten, der etwa von den menschlichen Dingen und Möglichkeiten die Auffassung Schopenhauers hätte. (Herr Barrès kennt möglicherweise Namen und Art des deutschen Philosophen aus Danzig, des grossen Lehrers von Wagner.) Aber was den Soldaten ehrt: der männliche Entschluss zum idealistischen Irrtum, das schändet den Kritiker, den Psychologen, den Historiker, als den Barrès sich in diesen Vorträgen doch gibt. Fast in jedem Satze, den er über rheinische Dinge in seinen Strassburger Vorlesungen ausspricht, macht sich der Ideologe und Propagandist des französischen Nationalismus einer zum mindesten fahrlässigen Fälschung des Vergangenen, eines zum mindesten bornierten Missverstehens der rheinischen Seele schuldig, weit grotesker als die gutgläubige Apologie jenes sehr hohen französischen Militärs.

Nicht die nationalen Vorurteile, die Barrès hegt, machen wir ihm zum Vorwurf. Wir sind Schüler Herders genug, um auch Nationalvorurteile, zum mindesten fremde, nicht ohne Not anzutasten; denn wir wissen, mit Herder, dass „in ihnen als harten Schalen manche gute Gesinnung wachsen muss". „Kein Vorwurf ist drückender", sagt der Lehrer Goethes, der

Ostpreusse, der selbst eine rheinische Deutsche zur Frau gewählt hatte (Karoline Flachsland, geboren zu Reichenweier im Elsass), in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität", „kein Vorwurf ist drückender als der, fremden Nationen Unrecht getan zu haben, zumal wenn sie in Werken des Geistes unsere Wohltäterinnen waren; dieser Vorwurf muss also zunächst abgewälzt sein." Wir sind gern, vielleicht zu sehr, bereit, dem französischen Autor, der sich auch, früher einmal, als Schüler Goethes und Wagners empfunden hat, seine Anrechte auf lebenswichtige Irrtümer und Vorurteile zuzugestehen. Wovon er zeitlebens ausgiebigen Gebrauch gemacht hat.

Aber was sagen wir zu einer unverschämten (wir beklagen, kein anderes Wort zu finden), zu einer unverschämten zweckbewussten Entstellung deutscher, rheinisch-deutscher Tatsachen, einem wahren Macchiavellismus des Historikers, wie er Barrès' pseudowissenschaftliche Ausführungen kennzeichnet? Die ethische Unlauterkeit aller dieser tief unernsten Phrasen kommt ihrer nationalistischen Anmassung gleich — womit viel gesagt ist. Wozu die Maske des geistigen Bündnisses, wo es sich um ganz andere Absichten handelt? wozu ein Kostüm, durch das niemand getäuscht wird, als der es trägt? „Frankreich ist bereit, dem alten Rheingenius seine Rechte der Zivilisation zurückzugeben und ihm zu helfen, den Invasionen der germanischen Propaganda zu widerstehen." Grossen Dank. Und desto wärmeren, je weniger wir hier am Rhein bisher daran gewöhnt sind, dass uns Frankreich jemals irgend etwas von dem „zurückgibt", was wir, nach tausendjährigem Besitz, als unser entfremdetes Eigentum noch heute ansehen müssen. Dürfen wir inzwischen darauf hinweisen, dass wir am Rhein ebensogut wie irgendein Gallien auf eine „Zivilisation" (wir schätzen Wort und Begriff nicht übertrieben hoch) Anspruch machen können, die in Römertage hinauf reicht, und mit der wir ebenso antiquarisch Staat machen könnten wie Barrès, wären wir zu lothringischer Ruhmredigkeit und Selbstberäucherung nur

im mindesten gestimmt? Aber Barrès weiss das ja. Er weiss auch, dass die kulturelle Autonomie der einzelnen Landschaften, der Kultur-Föderalismus, den er für Frankreich so sehr wünscht, in Deutschland von jeher viel zu ausgebildet war, als dass von einer inneren Verpreussung der Rheinlande, wie er sie zeichnet, überhaupt ernstlich die Rede sein kann. Die Rheinländer haben im Verlauf eines preussischen Jahrhunderts, in dem es ihnen nicht übel erging, sich gegen Berlin und die Verwaltungsübergriffe des östlichen Preussentums gewehrt, wo es ihnen geboten schien — sie bedurften dazu keiner generösen Hilfe von seiten französischer Uneigennützigkeit. „Der tiefe Geist dieses Rheinlandes, dankbar denen, die ihm Heroismus, Uneigennützigkeit (désintéressement) und Ehre darbringen . . .“ Schöne, grosse, wahrhaft französische Worte. Heroismus, Ehre; sogar désintéressement: wir wagten soviel nicht zu hoffen. Der tiefe Geist dieses Rheinlandes ist dankbar. Aber darf er erwidern, dass es ihm den Heroismus zu übertreiben scheint, wenn er mit den Mitteln kluger Fälschung sich gegen Wehrlose durchsetzt; dass wir unsere Ehre in unserer eigenen Hand immer noch am sichersten aufgehoben betrachten; und dass die Erfahrungen von, ich weiss nicht, wie vielen Jahrhunderten uns berechtigen, französischer Uninteressiertheit am Rhein kräftig zu misstrauen. In dem Roman Les déracinés (Paris 1897) lässt Barrès seinen Helden vor der Igeler Säule sich fragen: „Warum sollten wir darauf verzichten, die preussische Welle bis zum Rhein zurückzudrängen? Der Boulangismus muss Frankreich wiederherstellen. Geistig und geographisch wollen wir das grössere Frankreich wiederherstellen.“ (Curtius, a. a. O. S. 145.)

Kein Misstrauen, wehrt Herr Barrès in Strassburg ab; wer wird Romane so ernst nehmen! Keine Annexion, keine Elsässisierung der Rheinlande. Nichts von allem dem. „Wenn es irgendeinen Ort gibt, wo es für einen Franzosen unmöglich wäre, den Gedanken der Annexion eines Volkes gegen

seinen Willen zu fassen, so ist es gewiss, im Herzen dieses Elsasses, diese freie Universität.»

Der Rhein ist ein Strom, der sich erinnert. Das Jahr 1681 ist ihm wie gestern. Und es gibt noch nähere Daten, auf die wir hier und heute nicht hindeuten können. Aber der Rhein ist ein Strom, der sich erinnert.

Wir hoffen herzlich, Herr Barrès ist, nachträglich zum mindesten, davon überzeugt, dass er damit mehr als eine der eleganten Phrasen gesagt hat, für die ihm der französisch verstehende Teil der Strassburger Bürgerschaft so dankbare Ovationen darbrachte (laut dem Journal d'Alsace et de Lorraine). Ja, der Rhein erinnert sich. Und wir mit ihm.

Doch Barrès spricht nicht nur von der rheinischen Erinnerung und Vergangenheit. Er spricht auch von der rheinischen Zukunft: «Wir haben eine Aufgabe am Rhein zu erfüllen.» Ja, das hat Frankreich. (Wir sprechen, wie überall hier, nicht von dem politischen, militärischen, wirtschaftlichen Frankreich, dem wir, in unsrer Lage, keinen Rat anzubieten haben.) Das geistige Frankreich, von dem hier allein die Rede sein kann, hat sich vor allem und zunächst mit dem Bewusstsein zu erfüllen, dass es auf dem deutschen Sprachgebiet des linken Rheinufers, von St. Ludwig bis Kleve, Gast des deutschen Volkstums ist (willkommener oder ungebetener Gast, tut hier nichts zur Sache). Dass sein berechtigter Wunsch nach europäischer Zusammenarbeit nur auf dem Grunde ehrlicher, unpharisäischer Gleichberechtigung Erfüllung finden kann (jede coopération z. B. muss ja eine Farce bleiben, solange etwa selbst französische Ärzte sich weigern, im Interesse der Leidenden mit deutschen Ärzten wissenschaftlich zusammenzuarbeiten — die Geschichte des «internationalen» Chirurgen-Kongresses). Und dass Frankreich auf fremdes Volkstum, auch auf fremdes Volkstum innerhalb seiner neuen staatlichen Grenzen, nur dann fruchtbar wirken kann, wenn es sich entschliesst, dies fremde Volkstum und seine «Grenzen» zunächst einmal achten zu lernen. Wer von uns hasste das geistige Frank-

reich? Aber kommen wir nicht wider Willen dahin, es in unserm und im europäischen Gesamtinteresse zu beklagen?

„Welches Gesicht, wollen wir, soll die rheinische Bevölkerung wahrnehmen, wenn das Bild Frankreichs vor ihr aufgerufen wird?"

Dürfen wir offen sprechen? Nicht das Gesicht, das Barrès uns, in seinem Gemälde des „Rheingenius", von der Geistigkeit Frankreichs entwirft: das Gesicht eines hämischen, anmassenden und furchtsamen (und furchtsamen!) Nationalismus, der in jedem Sinne der grossen geistigen Vergangenheit unsres Nachbarlandes unwürdig ist. Wir haben von den geistigen Waffen Frankreichs, selbst noch des heutigen Frankreich, das freilich nicht mehr das Frankreich Montaignes, Pascals, Stendhals sein kann, eine andere, höhere Vorstellung als die, welche die erbarmungswürdigen Propagandamittel des Herrn Barrès in uns erwecken müssen. Kann man es aber einem Volke in der Lage des deutschen, insbesondere des rheinischen Volkes übelnehmen, wenn es die Tugend der Gerechtigkeit (die ein geistlicher Franzose einst, französisch genug, ein Martyrium nannte) nicht so weit treibt, diese höhere Vorstellung von französischem Wesen gegen den furchtbaren Augenschein und gegen Dokumente wie die des Herrn Barrès um jeden Preis aufrechterhalten zu wollen? dass es dem Verdacht Raum zu geben beginnt, seine frühere Vorstellung von dem Ethos und der Geistigkeit Frankreichs möchte zu hoch, möchte eine deutsche Dichtung gewesen sein? Oder sie möchte doch den „Gefahren des Sieges" nicht widerstanden haben? „Der Sieger wird dumm, der Besiegte boshaft", formulierte Nietzsche das Gesetz von den geistigen Folgen der Kriege. Wir unsrerseits hier am Rhein, voll sanfter Humanität, wie uns Herr Barrès selbst das Zeugnis ausstellt, voll beinah lateinisch-keltischer Humanität, wie er andeutet, — wir unsrerseits können nicht hoffen, es mit den Besiegten des Frankfurter Vertrags an Genialität der Bosheit auch nur entfernt aufzunehmen. Aber sollte wenigstens der Sieger von 1918

dem Gesetz, das Nietzsche ihm auferlegt, in desto überraschenderer Weise nachkommen? Barrès' jüngste Rheinproklamationen, zum mindesten, müssen uns mit einiger Besorgnis um den Primat des französischen bon sens erfüllen. Ist der Pariser Rhetor bereits so weit, sich im Ernst einzubilden, wir Rheinländer durchschauten die billige Taktik nicht, mit Fratzendarstellungen wie dem „Génie du Rhin" eine Art von moralischer, geistiger, religiöser Réunions einzuführen, der Praxis Ludwigs XIV. entnommen? Die Taktik, eine Art von vorherbestimmter geistiger und kultureller Vormundschaft Frankreichs im Rheinlande („protection tutélaire") zu verkünden, aus welcher die politische Folgerung im Sinne der romantischen Politik Viktor Hugos sich von selbst ergeben würde? „1870 war Viktor Hugos Enttäuschung gross, ein geeignetes Deutschland zu finden, das für ein ‚rheinisches Gleichgewicht' keinen Platz mehr liess." Wir fürchten, diese Enttäuschung wird sich für Maurice Barrès erneuern. Er muss sich damit trösten, dass auch wir Enttäuschungen erlebt haben. In einem alten, durchaus nicht preussischen Rheinbuche, dem „Erneuerten Merian" des Frankfurter Historikers Engelmann (1826) lesen wir über die Besetzung von Mainz durch die Franzosen, im Jahre 1792, den Satz: „Die herrlichen Grundsätze, welche viele der Franzosen predigten, wenige übten, fanden freudige Aufnahme bei vielen." Wir sind, offenbar, die Rheinländer von damals geblieben: auch uns, oder doch vielen von uns, wären die herrlichen Grundsätze, auf denen die französische Weltpropaganda während des Krieges aufgebaut war und die später das Gebäude des Versailler Diktats zu tragen bekamen, willkommen gewesen. Es sollte nicht sein. Aber „der Instinkt der Dankbarkeit, welcher der rheinischen Bevölkerung natürlich ist" — wieviel Gutes und Freundliches man uns jetzt sagt, nach einem Lustrum voll ausgesuchter Beschimpfungen (Herr Barrès lese seine Artikel), die uns zusammen mit unseren überrheinischen Landsleuten zum odium generis humani, zum Abschaum und

Greuel des Erdkreises taciteisch brandmarkten — dieser uns also natürliche Instinkt der Dankbarkeit soll uns auch diesmal nicht im Stich lassen: in der Tat, wir bedanken uns für Huldigungen, Aufmerksamkeiten, zartsinnige Charakteristiken, die nur den Zweck haben sollen, uns von unseren deutschen Schicksalsgenossen „jenseits des Rheins" zu trennen, indem sie uns in eine Art mitleidiger Halbebenbürtigkeit mit den Teilhabern der keltoromanischen Zivilisation heraufheben. Wir besinnen uns auf ein warnendes Wort eines rheinischen Freundes französischer Kultur, das bald hundert Jahre in Geltung ist. „Die Franzosen", sagte Goethe am 24. November 1824 zu Eckermann, „haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unsrer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken können!" Mit einem Wort, wir wissen, welche Bewandtnis es hat mit der „erleuchteten und wohlwollenden Führerschaft", die man uns anbietet. „Die Rheinländer haben erleuchtete und wohlwollende Führer nötig, und schon dreht mehr als einer von ihnen fast unmerklich gen Westen." Sehr unmerklich, denn wer unter uns denkt daran, auch noch der übrigen rheinischen Landschaft das Schicksal des Elsass bereiten zu wollen? (Es müssten denn die Kreaturen sein, die gegen bar überall gern sich unerlöst vorkommen.) Deutsche Sprache und deutsches Schicksal, seit dem Ende der Völkerwanderung unser Teil, wünschen wir zu bewahren. Auf die Gefahr hin, dass man es uns als strafbare Zivilisationsfeindschaft und hoffnungslose Verpreussung auslege.

Nichts würde dabei ein nachbarliches Einvernehmen mit einem Frankreich hindern, das sich mit französischem Boden begnügte. Der Rheinländer würde sich gern Goethes, des Rheinländers, Wort zu eigen machen, das er im März 1830 zu Eckermann sagte: „Unter uns, ich hasste die Fran-

zosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren.» Und es ist rheinisch-deutsch empfunden, wenn Goethe an dieser Stelle der Eckermanngespräche späterhin fortfährt, es sei mit dem Nationalhass ein eigenes Ding: „Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermassen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäss . . .» Vielleicht hätten die Rheinlande ein glücklicheres Schicksal, in Vergangenheit und Gegenwart, gehabt, wenn diese Empfindungsweise ebenso typisch französisch erscheinen könnte, als sie uns typisch deutsch, typisch rheinisch-deutsch erscheinen darf. Wir dürfen sagen, dass diese Kulturstufe auch unsrer rheinischen Natur gemäss ist. Für einen Chauvinismus Ihrer Art (die deutsche Sprache hat kein Wort für den Begriff Chauvinismus), für einen nationalen Fanatismus, wie Sie, Herr Barrès, ihn predigen und zugleich, uns rheinischen Deutschen gegenüber, zu verhüllen suchen, für solchen Chauvinismus ist im rheinischen Deutschland kein Boden. Weder im deutschen Parteisinne, noch gar — wie Sie für möglich zu halten scheinen — im französischen. Sie hatten es sehr eilig, in Heine, dem jüdischen Sohne des Niederrheins, den Typus des rheinischen Napoleonverehrers und Franzosenfreundes vorzuführen. Würden Sie sich, als an ein Beispiel eines rheinischen (wenngleich jüdisch gefärbten) vaterländischen Kosmopolitismus, an die Worte erinnern, mit denen sich Heine, im Vorwort zu seinem 1844 in Paris geschriebenen Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen», an die „Pharisäer der Nationalität» wendet:

„Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebensosehr, wie ihr . . . Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind . . . Meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sollen sich nicht die

Hälse brechen zum Besten von England und Russland ... Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräusserliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgendeinem andern gehören soll, als den Landeskindern ... Die Elsässer und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschliessen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan in Gedanken, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wie unsre grossen Meister gesagt und gesungen ... Das ist m e i n Patriotismus.»

Es ist der unsre. Und wir könnten mit diesen Worten des rheinischen Juden, der sie in seiner Wahlheimat Paris seinem preussenfeindlichsten Gedicht mitgab, vielleicht mehr zur Zufriedenheit eines besonnenen und gerechten Franzosen als zur Freude eines vaterländisch trauernden Deutschen unsrer Tage diese Betrachtung der Barrèsschen Vorlesungen beschliessen. Aber wir wünschen dem Zitat vergangener Hoffnungen und verlorener Illusionen noch ein Wort heutigen Ernstes anzuschliessen. Wir möchten nicht, dass der gelegentlich scherzhafte Ton, zu dem die unfreiwillige Komik der Barrèsschen Amateur-Historie nicht selten nötigt, einen Zweifel aufkommen liesse an der Trauer über das Schauspiel elender nationalistischer Entartung eines ursprünglich weit, künstlerisch und skeptisch angelegten Geistes von besten französischen Möglichkeiten. Wir möchten nicht verleugnen, wie sehr wir uns bewusst sind, herabzusteigen, indem wir überhaupt mit einer Persönlichkeit wie der des Barrès von heute kritisch-polemisch uns zu befassen scheinen: möchten nicht verhehlen, wie sehr wir eine Geistigkeit verachten und zu verachten das Recht haben, die hohe Mittel und erworbene europäische Autorität zu

einer politischen Falschmünzerei schlimmster Art herabwürdigt — und zwar schon vor dem Krieg, der das Werk und die Schuld eben dieser Geistesart bedeutet. Es ist ein Menschenalter her, dass ein junger französischer Dichter eine Studie über die Kundry des Wagnerschen Parsifal schloss mit der Aufforderung: „Gehen wir nach Wahnfried, um am Grab Richard Wagners die Vorahnungen einer neuen Ethik zu ehren." Dieser junge Dichter hiess Maurice Barrès. Es ist ein Menschenalter her. Inzwischen ward er ein Sänger der Liebe zu seinem Lande. Aber eine Liebe, in der der Hass das Erste ist, vergiftet den, der sie in sich duldet, bis zum Aussatz. „La haine emporte tout", sagt Barrès in seinem Reisebuch, das den schwermütigen und französischen Titel „Vom Blut, von der Wollust und vom Tode" trägt: „c'est dans l'âme une reine absolue". Ein Satz von melancholischer Wahrheit, die Barrès durch sein Werk und Streben niemals Lügen zu strafen versucht hat — ungleich jenen Autoren, bei denen Erkenntnis und Leben nicht übereinstimmt. Auch bei ihm hat, nicht ohne sein Wissen und Wollen, der Hass, der nationalistische Hass alles andere mit sich fortgeschwemmt. Und so ward auch er ein Aussätziger des Geistes, faustisch geredet ein Lügner und Sophist.

In demselben ersten Februarheft der Revue des deux mondes, in dem Barrès die vierte Folge seines „Génie du Rhin" veröffentlicht, finden wir zum Schluss des Heftes, am Ende einer Chronique de la quinzaine, unterzeichnet mit Raymond Poincaré, einen Satz über die Doppelung des deutschen Gewissens, dahin gehend, dass auch der ehrenhafteste und im Privatleben offenste Deutsche sich überaus häufig berechtigt glaube, zu lügen, wo es das vermeintliche Interesse seines Landes gelte: „Deutschland über alles, selbst über die Wahrheit." Und der humane Humanismus des Lothringers Poincaré, de l'Académie, zitiert „das berühmte Wort des Velleius Paterculus, der, sechzig Jahre vor Tacitus, von den Germanen sagte, dass sie geboren schienen für die Lüge".

Viktor Hugo meint im Vorwort zu seinem Briefbuch „Der Rhein" (1842), der Rhein sei viel französischer, als die Deutschen dächten. Vielleicht. Aber bei der Lektüre von Barrès' rheinischen „Tatsachen, nichts als Tatsachen" wehrt man nicht selten nur mühsam den Eindruck ab, es möchten, als Grenzanwohner auf der andern Seite, auch die französischen Lothringer viel „deutscher" sein — in Herrn Poincarés Sinne —, als die Franzosen denken. Eine zur Melancholie stimmende Form der rheinischen Völkerverbrüderung, wie sie Lamartine vorschwebte — Barrès zitiert mit höhnischem Unterton eine Zeile der Marseillaise de la paix, des grossen Rheingedichts: „Vivent les nobles fils de la grande Allemagne!" Auch uns ist eine Zeile dieses Gedichts einer vormärzlichen Friedensideologie im Gedächtnis: „Nations, mot pompeux pour dire barbarie." Oder wie unser Grillparzer das Verhängnis des Jahrhunderts ausdrückt: „Von Humanität durch Nationalität zur Bestialität." Es ist der Weg der Enteuropäisierung, und auch Barrès ist ihn gegangen, bis zum bitteren Ende des hemmungslosesten Balkan-Fanatismus.

Denn wer Aufsätze von einem so stupiden und gehässigen Nationalismus, von einer so ungeistigen und feigen Feindseligkeit gegen die geistige Gesamtleistung eines tausendjährig grossen europäischen Volkes mit seinem Namen unterzeichnen kann, wie es etwa gewisse Leitartikel des Echo de Paris sind — „Faut-il apprendre l'Allemand?" 11. X. 1920; „Quelles barrières faut-il élever contre la pensée germanique?" 18. X. 1920; „La surveillance de la pensée allemande", 1. XI. 1920 — der hat das Recht verwirkt, in europäischen Dingen mitzusprechen. Man braucht nicht Deutscher zu sein, um von der angeschminkten Wissenschaftlichkeit und scheinbaren Forscher-Objektivität angewidert zu sein, unter der Barrès seine machtpolitischen Zwecke, seine imperialistischen Wünsche, die Elsässisierung, die Französierung der Rheinlande, nur zu dürftig verbirgt. Französisch gesinnte Studenten der Strassburger Universität

waren es, die in einem Eingesandt der Strassburger „Freien Presse" vom 23. XI. 1920 „En marge de Maurice Barrés" gegen die innerlich unlautere und zweideutige Rheinlandpolitik des Pariser Rhetors protestierten. „Herr Maurice Barrès", heisst es dort in französischer Sprache, „ruft aus: ‚das Rheinland ist französisch, nehmen wir das Rheinland.' Deshalb ist Herr Maurice Barrès gekommen, um uns die deutsche Seele und rheinische Seele zu schildern, uns, die wir sie nicht kennen. Er zeigt uns, wie sehr die Rheinländer uns gleichen, mit welch französisch feinem Geist sie unterscheiden zwischen dem brutalen Militarismus, der in Zabern sich betätigte, und jenem Militarismus, der, geistreicherweise, in Frankfurt das Goethehaus von Schwarzen besetzen liess. Er entwickelt uns die Notwendigkeit eines nächsten Letzten Krieges, den wir führen werden, dessen Sänger er sein wird und der Frankreich die Grenzen Galliens zurückgeben wird."

Wirklich, diese Strassburger Studenten haben mit einer gewissen tüdesken Offenherzigkeit Wesen und Konsequenzen von Barrès' rheinischen „Forschungen" und Theorien formuliert. Es ist der alte Traum aller französischen Klassik und aller französischen Romantik, der Traum seines lothringischen Meisters Hugo von den „rechtmässigen" Grenzen des gallischen Frankreich, ist der Traum von der Rheingrenze, dem Barrès mit seinen scheinwissenschaftlichen Theorien und seinen mühsamen Artigkeiten an die rheinischen Halblandsleute zu dienen bestrebt ist. „Das wahre Frankreich", sagt Viktor Hugo in seinem Rheinbuch, „ist rheinisch, wie es mittelmeerisch ist." „Man ist auf dem linken Ufer des Rheins, das heisst in Frankreich, wie man auf dem rechten Ufer in Deutschland ist" (1842). Aber das ist die Meinung, die eigentliche Herzensmeinung auch von Barrès, und alle komplizierten Umschreibungen mit „lotharingischem Regionalismus" ändern nichts an dem annexionistischen Ideal von den „wahren Grenzen des Grösseren Frankreich". Viktor Hugo drückt es nur naiver, mutiger,

unbefangener aus, wenn er die Lösung der europäischen Not auf Deutschlands Kosten vorschlägt: „Jeden Grund zum Hass zwischen den beiden Völkern abschaffen; die Wunde schliessen, die das Jahr 1815 unsrer Flanke geschlagen: zurückgeben an Frankreich, was Gott ihm gegeben hat, das linke Rheinufer. In einer gegebenen Zeit wird Frankreich seinen Teil am Rheine haben und seine natürlichen Grenzen. Diese Lösung wird die menschliche Gesellschaft retten und den endgültigen Frieden gründen."

In der Tat, das ist die Form, welche der endgültige Friede und die Rettung der menschlichen Gesellschaft in der französischen Vorstellung einzig anzunehmen vermag, wie es scheint. Für die salle de la paix française Europas werden Frankreichs politische Baumeister immer erst die rheinischen Säulen aus dem Münster des Deutschen Reiches ausbrechen wollen, nicht anders als zu der Zeit, da die Truppen der Ersten Republik aufbrachen, um der Welt den Frieden, die Glückseligkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu bescheren — welches am Rhein mit freiwilliger Französierung identisch zu sein hatte.

Der Strassburger Maire Monet, aus Savoyen, wies am 21. Floréal des Jahres II in einer Volksrede nach, dass der Hauptgrund für den Erfolg, den die Feinde der Republik im Elsass gehabt, in dem germanisme der Bevölkerung zu suchen sei, bei welcher noch bis vor kurzem „Franzos" oder „Welscher" als ein Schimpfwort gegolten habe. Nur durch Ausrottung deutscher Sprache und deutscher Sitte könne man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und Sklaverei errichten und das Elsass völlig mit der Republik verschmelzen: dann erst würde die Grenze des rechten und linken Rheinufers eine unzerstörbare Volksgrenze werden und die „germanische Barbarei" im Elsass verschwinden. (W. H. Riehl.)

Dieser Strassburger Maire ist in Wahrheit der Vorläufer des Herrn Barrès. Er hat sogar seine Terminologie geahnt — eine Terminologie, die inzwischen dem Neuen Elsass, dem

Rest des linken Rheinufers, zu gelten droht, wie die Strassburger Vorlesungen Barrès' auf das klarste beweisen. Damit aber wäre der Verzweiflungskampf des ganzen linksrheinischen Deutschtums um das Recht seiner volksgemässen Existenz für unabsehbare Zeit verewigt, das elsässische Problem vervielfältigt, Europa jeder Aussicht auf Ruhe und Entbalkanisierung beraubt. Soll es wirklich dahin kommen? Soll es wirklich bei den furchtbaren Worten bleiben, die Lamartine im Jahre der Julirevolution seinem Volk zurief:

„Marchons, ce n'est rien de nouveau!
C'est, après la victoire, un peuple qui se venge.
Le siècle en a menti; jamais l'homme ne change:
Toujours ou victime, ou bourreau!"?

Wir glauben es nicht. Wir haben den Willen, es nicht zu glauben. Wir leben des sicheren Bewusstseins, dass alle besten Kräfte deutschen Volkstums, wie von je, so auch heute in der Richtung am Werke sind, die grosse, die griechische Idee der europäischen Gemeinschaft über die Hochflut der gegenwärtigen europäischen Balkan-Barbarei hinüberzuretten. Wir wissen, dass unsere alte Europawelt ohne Hoffnung auf Wiedererstehung verloren wäre, wenn es gelänge, auch noch Deutschland, das geistige Deutschland, auf die Ebene eines stupiden und rachsüchtigen Nationalismus herabzuzerren. Und wir glauben, dass Deutschlands innerste europäische Sendung, sein tiefer, gegen-internationaler, vaterländischer Kosmopolitismus, seine griechische Weltbürgerschaft auch noch die furchtbarste und fast übermenschlich schwere Probe dieser Zeit überstehen werde, wo — zum wievielten Male? — zwölf europäische Völker wetteifern, seinem wehrlosen Leibe Glieder seines uralten Volkstums zu entreissen.

Aber diejenigen Deutschen, die an ihrem Teil versuchen, noch immer, noch jetzt — und wie sehr empfinden wir, was dieses jetzt heisst! — diesen inneren Kosmopolitismus deutschen Wesens gegen die Versuchung, die wachsende Versuchung eines von aussen her erzwungenen nationalisti-

schen Revanchegeistes zu verteidigen, sie bedürfen, wir bedürfen der Hilfe, wenn unser Kampf, ein Kampf gleichsam mit umgebogenen Fronten, nicht gar zu hoffnungslos werden soll. Nationalisten wie Barrès — es muss gesagt werden — stärken die deutsche nationalistische Bewegung, und zwar gerade in den Rheinlanden zu allererst. Wie denn der deutsche Nationalismus von jeher eine Schöpfung Frankreichs, ein Ausdruck letzter Notwehr gewesen ist.

Wo sind die Männer drüben, die Frankreichs europäischen Rang durch eine geistige Repräsentation wie die von Barrès in Gefahr sehen? Wo sind die Männer Frankreichs, welche französisches Wesen und französischen Sieg (einen Sieg immerhin mit Hilfe des bewohnten Erdkreises) als eine Verantwortung vor und für Europa, eine Verantwortung auch vor dem der ungeheuren Übermacht erlegenen Nachbarvolke empfinden? Wir erwarten ja nicht, aus Frankreich eine Stimme zu hören wie die, welche nach dem Sieg von 1870 Deutschland ins Gewissen redete und rief: niemand von uns — so viel nationalen Stolz muss man uns nachsehen — erhofft sich eine Gewissensstimme vom Range Friedrich Nietzsches, des Basler Humanisten, vom Ethos Stefan Georges, des rheinischen Dichters, aus dem heutigen Frankreich. Aber Menschen des guten Willens und eines lebendigen Gefühls für des geistigen Frankreich hohe Verantwortung wollen wir hören, Menschen, die gutmachen helfen wollen, was böse Jahrhunderte böse gemacht haben. Menschen, wie wir sie in allen anderen Ländern schon an der mühseligen Arbeit gewahren, und die in jedem anderen Lande einem Manne vom ehemaligen Range Barrès' verbieten würden, seine eigene Nation durch Reden wie die in der zweimal von deutschen Menschen gegründeten Strassburger Universität, auf deutschem Sprachgebiet, zu entehren. Auch Frankreich hat solche Männer. Möchten sie bald den Mut finden, da zu sein.

LITERATUR

Alois Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer. Stuttgart u. Berlin 1918. Deutsche Verlagsanstalt.

Justus Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes. Bonn 1908, Hanstein.

Hermann Oncken, Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Stuttgart-Gotha 1922.

Alfred Karll, Französische Regierung und Rheinländer vor 100 Jahren. Ein Beitrag zur Geschichte der amtlichen Mache. Frankfurter historische Forschungen. Neue Folge. Heft 4. Leipzig 1921. K. F. Koehler.

Peter Hartmann, Französische Kulturarbeit am Rhein. Leipzig, K. F. Koehler 1921.

E. D. Morel, Der Schrecken am Rhein. Mit einem Vorwort von Arthur Posonby. Autorisierte Übersetzung von Hermann Lutz. Berlin, H. R. Engelmann. Das Original erschien August 1920, veröffentlicht in der Union of Democratic Control, London.

Süddeutsche Monatshefte, Jahrgang 17, Nr. 9 (1920): „Schweden über die Franzosen in den besetzten Gebieten".
Jahrgang 19, Heft 6 (1922): „Hetzarbeit?"

Martin Spahn, Elsass-Lothringen. Berlin 1919, Ullstein.

Alfons Paquet, Der Rhein als Schicksal und das Problem der Völker. Bonn 1920, Friedrich Cohen.

Helmuth Graf von Moltke, Die westliche Grenzfrage. 1841. Deutsche Vierteljahrsschrift II. Gesammelte Schriften II. Berlin 1892.

Über Maurice Barrès:

Ernst Robert Curtius, Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Bonn 1921, Cohen.

Albert Thibaudet, Trente ans de vie française. II. La vie de Maurice Barrès. Nouv. revue française. 1921.

Paul Gaultier, Les maîtres de la pensée française. Paris 1921.

Otto Grautoff, Zur Psychologie Frankreichs. I. Napoleon Bonaparte und Maurice Barrès. Preuss. Jahrbücher. Februar 1922.

Joachim Kühn, Der Nationalismus im Leben Frankreichs. Berlin 1920, Paetel.

Wilhelm Büderich, Wir im Westen. Die Neue Front. Berlin 1922, Paetel.

Pierre Waline, La campagne allemande contre M. Barrès et le nationalisme français. La Revue Hebdomadaire. 18. III. 1922.

Victor Klemperer, Maurice Barrès, Germ. Roman. Monatsschrift. Jan./Febr. 1922.

Max Rychner, Die intellektuellen Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen. Wissen und Leben. Zürich. XV. Jahrg., Heft 13.

QUELLEN UND ZEUGNISSE
ZUM TEXT

S. 9: „Der Versuch, die französische Rheinpolitik mit allen Mitteln nationalistischer Ideologie zu unterbauen . . ."

Der erste Plan des Propagandabuches vom Rheingenius scheint sich in der grossen Rede über die französische Rheinpolitik zu finden, die Barrès am 30. August 1919 in der französischen Kammer hielt; dort sagte er:

„Die Rheinländer lernen um die Wette unsere französische Sprache, da sie wohl ahnen, ein Absatzgebiet in unserm Lande zu finden. Aber ich gestehe, dass ich noch mehr erwarte. Es gibt einen Rheingenius, ein Schatz liegt in den Fluten des Rheins versunken. Es soll Attilas Schatz sein, sagen die Legenden des Nordens." (Sie sagen das zwar keineswegs: jeder deutsche Schulknabe weiss, dass der Nibelungenhort der deutschen und nordischen Sagen, das Erbe des ermordeten Siegfried, von Hagen in den Rhein versenkt wird, damit Kriemhild sich nicht Rächer damit werbe; aber bei soviel bewussten Unwahrheiten kommt es auf einen Irrtum mehr oder weniger in den elementaren Voraussetzungen seines Themas ja nicht an.) „Wir glauben aber eher, es sei der Schatz Julius Cäsars und der Legionen. Welche Aufgabe für unsere Historiker und Künstler! Möge es mir gestattet sein, sie von dieser Rednerbühne" („Rednerbühne") „aus herbeizurufen. Welch eine Aufgabe, wenn dank ihrer Hilfe der Geist des Rheins von seinen Fesseln befreit werden könnte! — Ah, unsere Gelehrten können die edelste Rolle bei dieser Annäherungsarbeit spielen, bei dieser Gründung eines halbfranzösischen, halbdeutschen Zwischengebiets" (also eines künstlichen neuen und zweiten Elsass!), „das zur Verteidigung der Freiheit" („Verteidigung", „Freiheit") „und Verschönerung der Kultur so nützlich wäre. (Lebhafter Beifall! Unterbrechung auf der äussersten Linken.) Es besteht eine offenbare wirtschaftliche Solidarität

dieser Gegenden mit dem übrigen Altgallien" („dem übrigen Altgallien")... „Sie sehen es, die rheinische Politik wird durch die Wünsche der Bevölkerung selbst vorgezeichnet. Wir brauchen nur in ihre Bahnen einzulenken.

In der ganzen Welt sind die Sieger heute dazu berufen, aus dem Prestige Frankreichs bei den Geistern Nutzen zu ziehen. Keine bedeutendere Aufgabe gibt es für Frankreichs Geschick, als gerade die, die im Rheinland erfüllt werden soll." (Vergleiche auch: Echo de Paris vom 12. April 1920: „Was wollen wir in Deutschland?"; 2. Februar 1920: „Man muss eine bestimmte Rheinpolitik treiben"; 10. Mai 1920: „Spielen wir unser Spiel am Rhein"; 1. August 1920: über die französische Ruhrpolitik; Kammerrede vom 17. März 1920. Hartmann a. a. O.)

Diese Stelle von Barrès' Kammerrede von 1919 enthält schon die ganze Eigentümlichkeit des Strassburger Propagandazyklus: Die Mischung von Geschäftsinteressen und verlogener Rheinromantik; die Unkenntnis des wirklichen Standes der alten rheinischen Überlieferung; den geschminkten Historizismus; die wohlartikulierten Theateraufschreie; die kluge Entstellung der rheinischen Gedanken und Wünsche und die zweckmässige Verhehlung der eigenen; endlich die tremolierende Berufung auf den „Sieg", auf die generöse Uneigennützigkeit des lichtbringenden Genius unter den Völkern.

S. 10: „Ovationen ihrer Hörerschaft."

„Strassburg, den 27. November (1920). Herr Maurice Barrès hat seinen Vorlesungszyklus in der Universität beendet. Eine grosse Zuhörerschaft, ihrer Zusammensetzung nach mehr aus Literaturfreunden und -freundinnen als aus wissbegierigen Studenten und politisch denkenden Personen bestehend, ist dem Schriftsteller mit Interesse gefolgt; es wurde mit Beifall nicht gekargt, und für Ordnung sorgte ein eigenartig starkes Aufgebot von Schutzleuten." Strassburger Neueste Nachrichten, 29. November 1920. „Französische Rheinpolitik."

S. 10: „Bastions de l'Est."

„Die beiden Romane von den „Bastionen des Ostens" geben den Ton an, auf den sich die französische Hetzliteratur gegen Deutschland schon in den letzten Jahren vor dem Kriege zu stimmen begann. Sie haben dem Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland kräftig vorgearbeitet. Sie gipfelte in einer Aufstachelung der Revancheleidenschaft ..."

„Die gehässigen Zerrbilder des modernen Deutschland, die

Barrès in seinen Revanchebüchern mit berechnender Effektwirkung gibt, stellen die zeitlich letzte und geistig tiefstehende Form dar, in der Barrès das deutsch-französische Problem behandelt hat. Ob die Borniertheit oder die Bosheit darin überwiegt, ist eine Frage, mit der wir uns nicht weiter behelligen wollen. Nur das sei festgestellt, dass für Barrès alles deutsche Geistesleben der letzten vierzig Jahre eine terra incognita ist. Nur ein einziges Mal wird Nietzsche erwähnt und mit der arrogantesten Verständnislosigkeit abgetan. Es scheint zum Wesen des Nationalismus zu gehören, dass jede Kenntnis des lebendigen wirklichen Deutschlands verpönt ist. Sie würde die Unbefangenheit der Hassgesinnung gefährden können."

„... Die beiden Bücher von Barrès möchten ein heroisches Ethos ausstrahlen, in Wirklichkeit spürt man in ihnen die Selbsterniedrigung des Schmeichlers, der um den Beifall der öffentlichen Meinung buhlt. Er streut den Instinkten des französischen Publikums Weihrauch, das sich von ihm seine eignen bezaubernden Vorzüge mit demselben Behagen bescheinigen lässt, wie die abgründige Barbarei und Roheit des deutschen. Erwartet Barrès, dass wir in seiner ebenso törichten wie hämischen Polemik einen Beweis für die Urbanität, den Sinn für Nuancen, die Grossherzigkeit und den Altruismus finden, den er der französischen Kultur zuschreibt? Sie sind merkwürdig degeneriert bei ihm, diese französischen Tugenden." (Ernst Robert Curtius, Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Bonn 1921. Cohen.)

S. 10: „eine ideologische Konstruktion ... deren höchst elementare machtpolitische Folgerungen sich von selbst ergeben."

„Barrès ist ganz das französische Volk, das keinen anderen Ausweg aus der Lage sieht, in die der unverhoffte Ausgang des Weltkrieges die Franzosen gebracht hat, als denjenigen des Willens, in unzweifelhaften Erobererhänden zu halten, was es zunächst einmal in so zweifelhaften Siegerhänden hat ... Barrès macht den Versuch, uns Rheinländern zu beweisen, dass wir nicht nur aus Gründen der Politik in die Gewalt der Franzosen gekommen sind, sondern aus Gründen der Natur, der Kultur und der Geschichte ursprünglich zu Frankreich gehören ...

Wir müssen uns also mit seiner Geschichtsphilosophie auseinandersetzen. Sie ist ein Teil der Militärherrschaft, die Frankreich heute am Rhein ausübt. Sie ist rückwärts gewandt, wie diese, und will uns gleichwohl davon überzeugen, dass die Franzosen

sich nicht nur auf ihre Maschinengewehre stützen. Ihre Logik geht dahin, dass wir Rheinländer ein Teil desjenigen Westens sind, den Frankreich für sich in Anspruch nimmt." (Wilhelm Büderich, Wir im Westen. 1922. a. a. O.)

S. 10: „. . . bei dem grossen französischen Plan, am Rhein den Geist des Westens zu begünstigen."

Der Temps schrieb am 21. Mai 1919: Frankreich stehe vor der Aufgabe, die germanische Kultur am Rhein innerlich zu überwinden und durch die französisch-romanische zu ersetzen. Das ist genau das Programm des Génie du Rhin.

S. 10: „. . . weil es ihn besäen will."

Barrès' Meister, Victor Hugo, hat freilich behauptet, Frankreich verstehe schlecht zu kolonisieren (Le Rhin. II. Conclusion): „La France saura mal coloniser et n'y réussira qu'avec peine . . . Ce qui manque à la France en Alger, c'est un peu de barbarie . . ." Aber inzwischen hat Frankreich allerdings gelernt; in Algier — und anderwärts. Victor Hugo würde zufrieden sein.

S. 11: „Die rheinischen Provinzen . . . Glacis . . ."

„Nous ne cèderons pas en tout ce qui touche à notre doctrine: Rhénanie, zone de sécurité pour la France. Voilà notre raison française." (Barrès, La tâche de la France sur le Rhin. Revue de Genève, Jan. 1922.) Wie, wenn jemals ein deutscher Dichter und Politiker von Rang das französische Lothringen, die burgundischen Landschaften, die den südlichen Niederlanden entrissenen französischen Nordprovinzen als notwendige Sicherheitszone für Deutschland verlangt hätte? (Die deutsche Geschichte würde ihn dazu berechtigt haben — man vergleiche die Westgrenze des deutschen Reichs zur Zeit Luthers, zur Zeit der ersten französischen Republik, Napoleons und des Diktats von Versailles.) Wir möchten den Rhetoren-Aufschrei edelster Entrüstung über den Zynismus der hunnischen Unersättlichkeit wohl gehört haben — wir haben ihn gehört.

S. 11: „Sie war immer klug, diese Zivilisation. Sie kommt, beileibe, nicht als Eroberer."

Richelieu schrieb im Jahre 1629: :„Il faut s'avancer jusqu'à Strasbourg pour acquérir une entrée de l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion, et une douce et couverte conduite." (Colin, L'Alsace et la Lorraine à travers l'histoire de France.)

S. 11: „Bundesgenossen des römischen Volkes."

„Wohlan! kommt zum Rheinland, als zur äussersten Spitze der lateinischen Länder; beobachtet dieses Deutschland im Lichte des Rheins und der französischen Glorie . . . Unsere Lage in der Welt betrachtet, und noch mehr das innere Leben unseres Landes, urteilt man, dass die Geschicke der französischen Zivilisation auf dem Rhein beruhen." (Schluss der Vorrede zur französischen Buch-Ausgabe des Génie du Rhin von 1921.)

Viel Ehre für uns Rheinländer — wir haben sie uns etwas kosten lassen müssen.

S. 11: „ein Rheinland, dem wir die Augen öffnen wollten über seine Interessen von morgen."

André Tardieu, L'Homme Libre (14. 2. 1920): „Männer wie Barrès haben berechtigtes Zutrauen zur Entwicklung der Rheinlande. Sie wissen, dass die Rheinländer ihrer Tradition nach keine Preussen sind, dass man ihnen aber, nachdem sie im Laufe von 400 Jahren (400?) „nur 13 Jahre zu Frankreich gehört haben, Zeit gönnen muss, damit sie ihr Recht und ihr Interesse an der Freiheit verstehen lernen." Die offenbar und natürlich eine französische Freiheit zu sein hat.

S. 12: „Der junge Goethe in Strassburg."

„Dieser Rheinländer (Goethe) repräsentiert, nach meiner Auffassung, die beste Wirkung, die die französische Zivilisation sich schmeicheln kann (auf die Rheingegenden) ausgeübt zu haben. Er bleibt einer unserer Ruhmestitel in Strassburg, ein eklatantes Zeichen unsres generösen Einflusses, er, der sein Leben zugebracht hat im Heimweh nach dem besseren Frankreich (lui qui a passé sa vie dans la nostalgie de la meilleure France) . . . Möge der junge Goethe mitten unter uns bleiben, vor unserm hohen Studienhause, nicht als ein Rätsel, nicht entstellt durch die neusten Kommentare des Pangermanismus" (sind damit etwa die jüngsten deutschen Goethebücher gemeint, die von Simmel und Gundolf, von R. M. Meyer und Emil Ludwig?), „sondern als der wie unsere Ahnen ihn sahen und liebten, so wie er sie liebte."

Man wird uns der frivolen Übertreibung beschuldigen, aber so steht es buchstäblich auf Seite XVIII des Vorworts zum Génie du Rhin, in der französischen Buchausgabe von 1921, 4. edition: „. . . lui (Goethe) qui a passé sa vie dans la nostalgie de la meilleure France."

S. 13: „... preuves vraies de notre généreuse activité et nos titres éternels sur le Rhin."

Carlyle, in seinem berühmten Brief vom Herbst 1870 an die Times, schreibt:

„Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt als die Deutschen an den Franzosen, die unverschämt, raubgierig, unersättlich, unversöhnlich auftraten und immer bereit waren, die Offensive zu ergreifen. Deutschland hat während dieser ganzen Zeit die Übergriffe und Anmassungen Frankreichs ertragen."

S. 13: „Die religiöse und soziale Vorbildlichkeit des Ewigen Frankreich ..."

„Es ist unerhört und ganz lächerlich, wenn Barrès uns Rheinländern, die wir im deutschen Mittelalter die ungeheuersten geistigen und wirtschaftlichen Probleme haben austragen helfen, in seinem Bemühen, aus dem Genius des Rheins ein französisches Genie zu machen, von den charitativen und sozialen Wohltaten erzählt, die uns die Franzosen damals ins Land gebracht haben sollen. Geben die Archive nicht mehr her, die ihr jetzt mit solchem Fleisse durchstudiert, um Vorzüge eurer Väter zu finden? ... Wir fragen euch, ob das alles gewesen ist, was ihr während eurer sechzehnjährigen Besetzung getan habt? Vor allem aber fragen wir euch, was ihr heute bringt. Mit welchem Weltgedanken seid ihr jetzt an den Rhein gekommen? Oder wollt ihr wieder nur das Wort eures Louvois wahr machen: ‚Man muss die Länder nicht nur erobern, sondern auch verzehren'?" Wilhelm Büderich, Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 13: „porter haut et loin les lumières de la France."

Thomas Mann, Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen. Der Neue Merkur, Januar 1922:

„Aus jeder meiner persönlichen Erfahrungen, auf Grund jeder meiner Begegnungen mit deutscher Jugend kann ich bestätigen ... die nicht mehr zu leugnende Gleichgültigkeit der geistigen Jugend Deutschlands gegen das Problem einer seelischen Auseinandersetzung mit Frankreich, ihr deutliches und einmütiges Gefühl davon, dass ‚das Licht' keineswegs mehr aus Westen kommt — ihre Wendung nach Osten ... und das alles hätte weniger Gewicht, wenn es sich dabei um Vorgänge des Bewusstseins, um Programmatisches, Politisches gar, um Affekthaftes, um Hass also handelte. Diese jungen Leute hassen Frank-

reich nicht, es ist ihnen gleichgültig, — und das ist weit ernster. Vollkommen vergeblich, dass Frankreich behauptet, es sei und bleibe die Leuchte der Welt, falls man's ihm in Deutschland nicht glaubt, — und dies eben ist nicht länger der Fall ... Frankreich ist heute im Besitz der militärischen Hegemonie Europas .. Aber welchen Sinn und Wert hat Frankreichs militärische Hegemonie, welch höhere Lust kann sie ihm gewähren und mit welchem für den Gebieter ehrenrührigen Achselzucken wird sie ertragen werden, wenn Frankreich ... ,kein neues geistiges Lebenswerk in das abgerissene europäische Gespräch hineinzutragen weiss', sondern sich begnügt, ... erklären zu lassen, es sei und bleibe ,solidement rationaliste et classique'?"

„Das junge Deutschland wendet sich nach Osten und kehrt dem Westen den Rücken zu. Damit ist eine entscheidende Wendung eingetreten. Seit Descartes und Voltaire, seit der englisch-französischen Aufklärung und der französischen Revolution schien gesetzmässig alle geistige Emanzipation und alle gesellschaftliche Neuformung aus dem Westen kommen zu müssen. Frankreich fühlte sich als Fackelträger Europas. Wenn es heute noch diesen Anspruch erhebt, findet es bei uns kein Ohr mehr. Auch wenn wir ganz absähen von der Reaktion des deutschen nationalen Gefühls auf das Frankreich des Versailler Vertrags und der Sanktionen, zeigt sich, dass der deutsche Geist in einer Wandlung begriffen ist, die die meisten psychologischen Voraussetzungen zerstört hat, die ihm ein positives Verhältnis zum französischen Geist ermöglichten. Er sieht nicht mehr erwartungsvoll und interessiert nach Frankreich hinüber — und um seinen Blick dorthin zurückzulenken, bedürfte es einer weithinleuchtenden Erscheinung, die davon Zeugnis gäbe, dass Frankreich ,immer noch' mehr geben kann als reizvolle Variationen psychologischer Analyse und Delikatessen des literarischen Kunstgewerbes; dass es die Schranken der artistischen Selbstzergliederung und der nationalistischen Selbstverengung zu brechen vermag, um ein geistiges Lebenswort in das abgerissene europäische Gespräch hineinzutragen." (Ernst Robert Curtius, Deutsch-französische Kulturprobleme. Der Neue Merkur, Juni 1921.)

S. 13: „Tatsachen und nochmals Tatsachen ..."

„Der englische Reisende Young (Travels in France during the years 1787, 1788, 1789. London 1913), der den Franzosen durchaus wohlgesinnt ist, schrieb 1789 in sein Reisetagebuch über das Elsass: „Wenn man die Karte Frankreichs betrachtet und die Geschichte Ludwigs XIV. liest, sieht man seine Kämpfe

und Eroberungen im Elsass niemals in dem Lichte, wie man es tut, nachdem man es bereist hat. Eine grosse Gebirgskette ist zu überschreiten, um in eine liebliche Ebene einzutreten, bewohnt von einem Volke, das vollständig anders und verschieden ist von Frankreich in Sitte, Sprache, Ideen, Vorurteilen und Gewohnheiten. Das macht den Eindruck von Ungerechtigkeit und Anmassung seines Benehmens weit stärker, als jede Lektüre gewähren kann. So viel stärker wirken Tatsachen als Worte." (Schulte, a. a. O.)

S. 15: „. . . nämliche Gehalt an Kenntnis und Gewissenhaftigkeit in den übrigen Vorträgen."

Zwei Beispiele nur:

I

„In Deutschland gibt es diese aufgeklärten, hochgebildeten, ihrer sozialen Bedeutung bewussten Männer nicht, wie sie in Frankreich das Leben und der Kopf des Landes sind und gleichsam seine Atmung regeln. In Deutschland gibt es das Proletariat und sodann die Aristokratie des Grundbesitzes, der Industrie, des Geldes — kein Zwischenglied." (Ist eine alberner fälschende Darstellung der sozialen Schichtung des deutschen Volkes denkbar, in dem eine hochgebildete soziale Mittelschicht so bedeutsam und zahlreich ist, wie nur in irgendeinem andern Lande?) „Darum bewahren die Rheinländer diesem französisch-rheinischen Gebilde" (den „Notabeln") „ein wie lebhaftes Andenken! . . . Ganz besonders in der Pfalz; denn hier haben die vor preussischen Einflüssen besser geschützten und von der bayerischen Verwaltung einigermassen geschonten (!) Gebirgstäler besser als das Rheinufer den moralischen Hort gehütet, den Frankreich hier angelegt hatte." (Der Genius des Rheins, III. Die französischen Richtlinien im sozialen Leben der Rheinländer. Deutsche Übersetzung des „Génie du Rhin", im Selbstverlage des Verfassers.)

Was den „moralischen Hort" angeht, den Frankreich in den vor Preussen geschützten Gebirgstälern der Pfalz angelegt hat, so genügt es, darüber die Pfälzer selbst und ihre Erinnerungen zu vernehmen. Ein einziges Beispiel für hunderte — nicht etwa aus den Raubkriegen Ludwigs XIV., sondern aus der Ära der republikanischen Beglückung der Völker. Der Pfälzer Historiker Franz Weiss (Die malerische und romantische Pfalz. Neustadt a. d. Hardt. 1840.) bezeugt (S. 60 seines Buches): „Unedler handelten die Republikaner. Rougemaître, ein kleines Ungeheuer, zwang die Bewohner (von Neustadt), ihr Vieh selbst nach Landau zu treiben, und erlaubte sich gegen die Weinenden und

Jammernden den rohen Spott: „Wenn eure Töchter einmal mit unsern Nationalgarden bekannt sein werden, so werden sie euch schon Milch geben." Ehe er die Glocken . . . abführen liess, befahl er, in seinem verächtlichen Übermut, noch einmal zum Valet zu läuten, den bitteren Verlust noch empfindlicher machend durch kleinliche Bosheit." Also doch — „Attilas Hort"?

II

„Wo blieb die Flamme, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Nancy und in Trier erglühte und bis Koblenz und Aachen, zuletzt bis Köln und Mainz weiterloderte? Die Feuerherde der Mildtätigkeit sind erloschen . . . Durch Preussens Einfluss ist die charitative Bewegung am Rhein der während einer siebzigjährigen französischen Einwirkung erworbenen sittlichen Werte verlustig gegangen. Was ist denn bei dieser Neuordnung der Charitas in der Abnahme begriffen? Die Entwicklung reinen Menschentums!" (Weissliche und farbige Franzosen geben uns, ganz neuerdings, zum Glück wieder eine gewisse vorbildliche Vorstellung von diesem reinen Menschentum.)

„Das von Natur zu Wohltätigkeit und Milde neigende rheinische Herz fühlt sich beklommen. Es kommt sich untätig, schier verhärtet, im Innersten verarmt vor. Es gesteht sein Unbehagen ein.

So rollt sich auf charitativem Gebiete dasselbe Trauerspiel ab, wie auf dem Gebiete der Sage und der geschichtlichen Erinnerung. Das rheinische Herz leidet ähnlich wie die rheinische Phantasie. Auch hiergegen läuft Preussen Sturm. Genau so wie es die Blüten rheinischer Einbildungskraft entstellt oder erstickt hat, verdorrt es die charitativen Bestrebungen, die schönsten und reichsten Hilfsquellen des Glaubens." („Der Genius des Rheins. II. Geschichte der rheinischen Charitas." Deutsche Ubersetzung des „Génie du Rhin". Im Selbstverlage des Verfassers.)

S. 23: „Und die Elsässer selbst?"

I

Ferdinand Lion (Das Elsass als Problem. Neue Rundschau, April 1921) charakterisiert die Stimmung seiner Heimat nach den ersten Monaten der neuen französischen Herrschaft folgendermassen:

„Dies ist also Frankreich? Ist es möglich? Wie anders hatte man es sich geträumt. Es war dem Volk im Elsass nur durch eins verbunden: nicht durch Sprache, nicht durch Rasse,

sondern durch einen Teil seiner Geschichte, durch die Revolution. Aber von Revolution hat es nichts mehr, es ist eher verwandt dem Bürgerkönigtum, es ist jetzt der Gegner aller und jeder Revolution, der deutschen, der russischen. Ein Rausch hätte kommen müssen, ein Flügelschlag von der Marseillaise, die einst von Strassburg ausgegangen war. Die Franzosen hatten keinen Rausch zu geben, nur den bourgeois-chauvinistischen. Aber diese Ideen, von denen man während des Krieges immer gesprochen hatte? Frankreich hatte seit hundert Jahren diese Ideen gehabt, es war ihr Träger in der Welt. Also war es Lüge gewesen? Alle Fehler in der Verwaltung, alle anderen Enttäuschungen waren nur unbedeutendes Detail, man wäre darüber hinweggegangen, wenn Frankreich nur noch diese Ideen gehabt hätte, für die allein man es geliebt hatte. Die ganze Welt wartet, das Elsass mehr noch als alle Welt. Endlich hat die Idee gesiegt. Und es zeigt sich, dass sie gerade jetzt besiegt ist, und der Sieger selbst sie verleugnet. Welcher Sturz für den Geist! . . . Frankreich selbst fühlt übrigens, dass es jetzt enttäuschend wirkt. Aber es kann nicht anders, es hat eben die Macht und geniesst die Wahrheit, sich zeigen zu können, wie es ist. Wenn aber der Geist sich also nur den Anschein gegeben hatte, Geist zu sein, um das Leben zu besiegen, mit welchem Recht hat er dann gesiegt? Was geht uns ein Frankreich an, das nicht mehr die Menschheit bedeutet? Ohne Ideen ist es ein fremdes Land für uns und weiter nichts . . .

Es ist die Enttäuschung der ganzen Welt, diejenige von England und Amerika, die aller kleinen Völker im Osten. Nur die Elsässer fühlen sie noch dringender, eben weil sie am meisten geglaubt hatten . . ."

Es ist die Enttäuschung, der ein Strassburger im ersten Jahre der französischen Besetzung den klassisch gewordenen Ausdruck gegeben hat: „Ich wollt', m'r hette die Illusion noch!"

II

Türmer, Jan. 22. Brief eines Alt-Elsässers an den „Türmer". „Das nennen die Franzosen Liberté! Wir nennen es hier aber g a n z a n d e r s. Am liebsten möchten sie uns unter eine Glasglocke stellen, damit wir ja nicht mit unseren Stammesgenossen in Berührung kämen. Damit erreichen sie aber das gerade Gegenteil. Ich behaupte fest, dass meine Heimat, unser liebes Elsass, noch nie so d e u t s c h war als seit der Annexion durch unsere B e d r ü c k e r, welche sich zudem noch als unsere B e f r e i e r aufspielen. Der reine Hohn.

Die Franzosen sind und bleiben für uns ein Fremdvolk. Das hat allmählich hier jeder eingesehen, selbst solche, die anfangs begeistert waren und die Franzosen als Befreier empfingen, wozu auch ich leider gehörte. Ich sehe es auch als eine regelrechte Strafe Gottes an, die über uns gekommen ist, weil wir so ungerecht sein konnten ... Aber nur Geduld! Es gibt noch eine Gerechtigkeit, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, meine Heimat von der so verhassten Fremdherrschaft befreit zu sehen ... Ich versichere Sie, wenn wir heute eine Abstimmung haben könnten, so wären wir morgen wieder deutsch — und zu unserm grossen Glück; denn unter dem jetzigen régime sterben wir ab, das ist todsicher. Das Elsass geht zugrunde unter der französischen Misswirtschaft; sie verstehen uns nicht — und wir sie nicht ...“

Das sind zwei Stimmen aus hunderten und aber hunderten, wie sie uns das Jahr entlang persönlich, brieflich, publizistisch in rascher Abfolge erreichen.

Tatsachen, nichts als Tatsachen, müssten wir auch kalt erscheinen.

S. 24: „Die Lorelei und ihre Legende.“

„Mitten im Strom liegt ein öder, einsamer Fels, an dessen Fusse zahlreiche Schiffer, von den Wirbeln verschlungen, zugrunde gingen.“ (Der Genius des Rheins. Deutsche Übersetzung. I. S. 32.) Das soll der Lurleifels sein. Man sieht, dass es Barrès gelungen ist, sich „deutscher“ Übersetzer zu versichern, die am Rhein ebenso gut Bescheid wissen wie er selber — und das war gewiss nicht leicht. Denn in Deutschland weiss jedes Schulkind, dass der „Loreleifels“ (die Lurlei) ein Fels am (rechten) Ufer des Stromes ist, nicht „mitten im Strom“ liegt.

S. 25: Eichendorffs „Waldesgespräch“ ... eine konfuse Erfindung der Romantik von jenseits des Rheins.

„Le goût d'un Allemand n'est pas la mesure d'une œuvre française.“ (Barrès, La tâche de la France sur le Rhin. Revue de Genève. Jan. 1922.)

S. 26: „Das Gold des Rheins.“

Vgl. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 2. Aufl. Bonn 1864. S. 373, 412.

S. 29: „Der ‚Rheinschwabe' Schiller . . ."

Die französische Vorliebe für des Souabe-Rhénan „M. Gilles" „Jeune fille d'Orléans" scheint sich immerhin nicht auf andere Meisterwerke dieses weltbürgerlichen Poeten auszudehnen. Hartmann bezeugt (a. a. O.): „Genau wie man den Rheinländern verbietet, ihre Volksweisen zu singen, so verbietet man auch fast alle an das nationale Gefühl sich wendenden Theaterstücke . . . Im nassauischen Landestheater in Wiesbaden hatte nach den Worten Stauffachers („Wilhelm Tell") über Freiheit und Treue zum Vaterlande spontaner Beifall eingesetzt, der sich nach der Rütliszene zum minutenlangen Beifall steigerte. Seit diesem Vorkommnis wurde den massgebenden Kreisen nahegelegt, das Drama nur noch als Jugendvorstellung ohne Kartenverkauf zu geben, ‚da sonst die französischen Offiziere sich nicht abhalten lassen würden, mit Reitpeitschen in die Vorstellung zu gehen'." (Deutsche Allgemeine Zeitung. 18. 12. 1919."

S. 29: „Segnungen der französischen Verwaltung im Rheinlande."

Der rheinische Historiker Prof. Justus Hashagen bestätigt Barrès' These von der aufblühenden Pflege der rheinischen Vergangenheit infolge der französischen Fremdherrschaft — nur mit einer etwas veränderten Setzung des kausalen Zusammenhangs. Er schreibt (Westmark, 1. Mai 1921): „Unter dem Drucke einer kulturpolitisch besonders verständnislosen und geistesarmen Fremdherrschaft ist die rheinische Romantik entstanden. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft und ihres Kunstbanausentums wurde der Anschluss an die eigene Vergangenheit wiedergewonnen und zugleich über die politische und wirtschaftliche Rheinbarrière hinweg der geistige Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande wiederhergestellt. Die jahrhundertealten Verbindungsgänge wurden wieder aufgegraben, die von den ausdehnungslüsternen französischen Nationalisten und Imperialisten zugeschüttet werden sollten. Hier liegt das unsterbliche Verdienst der Romantik . . . Die Fremden selbst haben ihr dabei unbewusst und wider Willen den Weg gewiesen. Die französischen Republikaner unternahmen ihren fanatischen Feldzug gegen die kostbaren Denkmäler mittelalterlicher rheinischer Kunst . . ., denn sie hassten als gelehrige Schüler kirchenfeindlicher Aufklärung diese ganze Gotik als ein Denkmal der Barbarei. Dieser kirchen- und kunstfeindliche Feldzug der Republikaner, der auch unter Napoleon nicht ganz zum Stillstand kam, gab den äusseren Anstoss zum Erwachen der Barbaren . . . Jetzt erwachte

die Liebe zu den bildenden und redenden Künsten des Mittelalters."

S. 29: „... unter dem vormundschaftlichen Schutze Frankreichs ..."

Helmuth von Moltke, Die westliche Grenzfrage. 1841: „Die Politik der Eroberung lag den Franzosen viel mehr am Herzen als die Freiheit ... Sie kümmerten sich wenig um das Prinzip, wenn es einen Vorteil galt ...

Durch den wohlberechneten Friedensschluss mit Preussen (Basel 1795) überhoben sich die Franzosen der lästigen Pflicht, die Versprechungen, welche sie den Völkern gemacht hatten, zu halten ... An die Zusage, die Völker zu befreien, brauchte man sich also auch nicht mehr zu binden. Man konnte jetzt nach alter Manier, ohne sich im geringsten zu schämen, wieder erobern und die reichen Grenzländer des Deutschen Reiches ausplündern. Also wurden die (österreichischen) Niederlande, Holland, die rheinischen Kurfürstentümer, die Pfalz und bald darauf die Schweiz nicht, wie man verheissen hatte, bundesbrüderlich befreit, sondern feindlich erobert und mit einem Militär- und Zivilheer von Räubern überschwemmt, die allen öffentlichen und Privatreichtum der genannten Länder mit Gewalt raubten oder mit der Kunst und List von finanziellen Zauberern wegzustehlen verstanden. Die französischen Kommissäre dachten an alles, nahmen alles.

Umsonst protestierten die Niederländer und Holländer und die von Trier; man hätte sie ja bloss befreien wollen, sie als eine freie Bevölkerung begrüsst, ihnen die Autonomie feierlich zugesichert, freie Wahlen, Selbstregierung, republikanische Ehre, republikanisches Glück — und jetzt behandle man sie als besiegte Feinde, nehme ihnen alles, dulde keine freien Wahlen, schreibe ihnen auf brutale Weise alles vor und lasse ihnen nichts als einen blinden Gehorsam; wenn sie bloss eine Tyrannei mit der andern und eine schlimmere mit der geringeren vertauschen sollten, wozu habe man ihnen die Freiheit verheissen?"

Ein einziges Zeugnis statt vieler für die Richtigkeit von Moltkes Charakteristik, aus Hashagens gründlicher und umfassender Darstellung des Rheinlandes unter der französischen Herrschaft (a. a. O. Bonn 1908): Ein Schreiben, das die Regierung des Jülicher Landes (linksrheinisch, für Herrn Barrès) am 6. niv. VI (= 26. Dez. 1797) an den Generalkommissar Caselli richtete (Hashagen S. 221/22), worin es heisst: „Au lieu de fixer les cœurs, on les a aliénés ... par des exactions sans nombre, par

des dilapidations affreuses, par des exemples trop multipliés de corruption, par des injustices criantes." Hier wird, sagt Hashagen, offen von einem System der Perfidie gesprochen. Man behandle die Bewohner wie Feinde ... das Schlimmste aber sei, dass jede Beschwerde die Grausamkeiten nur noch steigere: „il faut une philosophie bien forte pour se prononcer ouvertement pour la liberté, si la liberté paraît pire que le despotisme ..." („Les Français de la Révolution ... arrivèrent sur le Rhin en libérateurs." Le Génie du Rhin. 152.)

S. 30: „... wie Mummius und Sulla".

Vgl. Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf, Schwann. VI. Bd. 4. Abt. Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. X. Bd. Die Kunstdenkmäler der Stadt Aachen. I. Das Münster.

S. 30: „... aus dem Oktogon des Aachener Münsters".

„Mit der französischen Herrschaft brach eine Schreckenszeit für das Münster an. Am 27. September 1794 wurde nämlich die bleierne Dachdeckung abgetragen. Regen und Schneewasser drangen seitdem ungehindert durch die Gewölbe ein. In den Jahren 1794 und 1795 liessen die Franzosen auf Kosten des Münsterstifts aus den Oktogonbögen die Säulenarkaden ausbrechen. Alsdann wurden die Schäfte in gewagter Weise aus den Fenstern des Sechzehnecks hinuntergeschafft. Mit zwei Säulen aus St. Gereon in Köln kamen sie nach Paris (Aachener Stadtarchiv. Ratsprotokoll vom 24. Oktober 1794). Zwei der kostbaren Porphyrsäulen waren auf dem Transport gebrochen. Sie blieben daher wie wertlose Baureste in Lüttich liegen" (folgen Quellen).

„Bis zum 4. August 1795 war das Innere des Münsters von seinen Kunstwerken fast völlig ausgeleert" (folgen Quellen). „Selbst dem kostbaren Radleuchter Friedrichs I. drohte im Jahre 1803 die Verschleppung (Aachener Stiftsarchiv ...). Und an diese Zeit der Verwüstung und Demütigung erinnert auch die Vernichtung des monumentalen Doppelportals vor der Westseite des sogenannten Paradieses durch den französischen Präfekten Ladoucette im Jahre 1811 (Originalbrief vom 10. Juni 1811 im Aachener Stadtarchiv . . .)." Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausg. v. Paul Clemen. X. Band. Aachen. I. Das Münster. Bearbeitet von Karl Faymonville. Düsseldorf 1916. S. 67/68. (Vgl. ebendort über den Verbleib der Säulen in Paris: S. 78/79.) Über den Proserpinasarkophag (Sarg Karls des Grossen) in der

Nikolaikapelle des Aachener Münsters: „Zur Zeit der französischen Fremdherrschaft kam der Sarkophag nach Paris . . .“ S. 110 a. a. O.

„. . . Im Jahre 1803 veranlasste der französische Bischof Markus Antonius Berdolet den Abbruch des Epitaphs“ (Kaiser Ottos III. im Chor des Münsters). „Bei dieser Gelegenheit liess der Präfekt Mechin in Gegenwart des Bischofs das Grab öffnen und die Gebeine herausnehmen. Diese sollen dann nach Paris verschleppt worden sein, nachdem vorher geringe Knochenreste den bei der Öffnung des Grabes beteiligten Personen überlassen worden waren“ (folgen Quellen). S. 121/22 a. a. O.

„Im Jahre 1794 liessen die Franzosen die Gitter“ (des Hochoktogons) „ausbrechen, um sie nach Paris zu bringen; sie blieben indes in Aachen.“ S. 132. a. a. O.

S. 31: „. . . letzter Rektor der von den Franzosen aufgehobenen Universität Köln . . .“.

„Besonders dem uralten rheinischen Hochschulwesen hatten die Franzosen Verderben gebracht. Die vier rheinischen Universitäten Köln, Trier, Duisburg, Bonn, die 1388, 1455, 1655, 1784 gegründet worden waren, wurden von ihnen allmählich wirtschaftlich so weit ruiniert, dass sie am Ende alle an Entkräftung zugrunde gingen, ohne dass die Franzosen etwas Gleichartiges an die Stelle zu setzen vermocht hätten oder auch nur gewillt gewesen wären . . .“ (Prof. Justus Hashagen, Der Aufschwung des rheinischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert. Westmark, Mai 1921).

S. 31: „. . . viele der Kunstschätze zu retten, die den habgierigen Blick der räuberischen Franzosen anzogen . . .“ (Lange).

„Am 6. Oktober 1794 hielt der Revolutionsgeneral Championnet seinen Einzug in die sich freiwillig öffnende Stadt, die nun eine willkommene Beute für französische Habgier wird. Sie muss es sich gefallen lassen, dass Kontributionen in unerhörter Höhe ihr aufgebürdet, dass ihre Bibliothek, ihr Zeughaus, ihre Kunstschätze geplündert werden . . . Als es der Rat wagt, gegen die immer neuen Brandschatzungen zu remonstrieren, da wird er ohne weiteres aufgelöst.“ Egbert Delpy, Köln. (Stätten der Kultur. Leipzig o. J.)

S. 33: „Die Klagen Auguste Rodins.“

Auguste Rodin, Les Cathédrales. Deutsche Übersetzung von Brod. Leipzig 1917. „Unser Jahrhundert ist der Friedhof der

schönen Jahrhunderte, die Frankreich geschaffen haben, ist das Epitaph der Vergangenheit. Um diese Meisterwerke zu schaffen, bedurfte es einer edlen Seele: Frankreich hatte sie einst ... (S. 202) Oh, im Namen unserer Vorfahren und im Interesse unserer Kinder flehe ich euch an, zerstört und restauriert nicht mehr! Man wird mich nicht anhören, ich weiss es nur zu gut ... Die Restaurierungen ... Produkte eines kranken Frankreichs ... dieses Frankreichs der Schulen, in denen man spricht und nicht mehr zu arbeiten versteht."

S. 36: „... preussische Fälschung, bestimmt ... die französischen Sympathien der Pfalz zu zerstören".

Wir berufen uns, den Winken des Herrn Barrès folgend, nicht auf die verdächtigen Historiker d'outre Rhin, die das linke Rheinufer germanisieren möchten (so überflüssigerweise); wir geben zur Sicherheit dem pfälzischen Historiker selbst das Wort: Franz Weiss, Die malerische und romantische Pfalz, Neustadt an der Hardt 1840, gibt S. 155 ff. folgende Darstellung:

„Die Stadt (Speyer) wurde von den Franzosen aufgefordert, sich unter französischen Schutz zu stellen" (mit einer protection tutélaire fangen fast alle rheinischen Schreckenszeiten an), „und eine Besetzung anzunehmen. Ausserstande, dieses Ansinnen zurückzuweisen, musste sie sich notgedrungenerweise darein ergeben. Als dem französischen Marschall die Schlüssel der Stadt übergeben wurden, versprach er zwar, die Stadt zu schützen und zu schonen. Aber dies Versprechen wurde gehalten wie alle Versprechen, welche in diesem Mordbrennerkriege gegeben wurden. Kaum waren die französischen Truppen in der Stadt, als auch schon die Quälereien und Bedrückungen ihren Anfang nahmen, und nicht lange dauerte es, so rissen die alles Recht verachtenden Feinde die Türme und Mauern nieder, wobei sogar die Bürger mit Hand anlegen mussten. Mit dem Beginn des Frühlings 1689 aber wurde das Verfahren der Franzosen immer gefahrdrohender. Schon vorher hatten die Bürger alles Getreide ausliefern müssen. Nun aber wurde den Bürgern angekündigt, dass innerhalb sechs Tagen die ganze Stadt von allen Einwohnern geräumt sein müsse; doch wurde hierbei die Versicherung gegeben, dass die Stadt nicht niedergebrannt oder verheert werden solle ... Der Intendant de la Fond erteilte den Bescheid, man möge das, was innerhalb sechs Tagen nicht fortgeschafft werden könne, hinauf in den Dom bringen, wo es sicher sei (protection tutélaire) ... Nachdem die Bürger schon fünf Tage lang mit

Rettung ihrer Habe beschäftigt waren ... eröffnete plötzlich der General Monclar: der König habe befohlen, dass die ganze Stadt niedergebrannt werde; nur der Dom solle geschont werden ... Der Morgen des zweiten Juni ging auf über einem rauchenden Schutthaufen, dem empörenden Werke verruchter Staatskunst. Die ganze Stadt lag in Asche ... Zehn Jahre lang lag nun die Stätte öde, da Frankreich die Wiedererbauung der Stadt nicht duldete ... Die Entschädigung, welche die Stadt für den erlittenen Schaden, den sie auf 3 334 004 Gulden schätzte, von Frankreich forderte, wurde ihr nicht gewährt ... Bei der Einäscherung der Stadt durch die Franzosen wurde auch der Dom angezündet, in welchem das Feuer um so schneller um sich griff, als es durch die in Menge dorthin geflüchteten Effekten der Bürger reichliche Nahrung erhielt, so dass nach zwei Tagen von dem prachtvollen Gebäude beinahe nichts mehr übrig war. Was selbst der Sohn der Wildnis mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet — die Gräber der Toten — das wurde den Soldaten des allerchristlichsten Königs ein Gegenstand der Raubsucht. Am Tage nach dem Brande drangen sie in den Dom, um nach Beute zu suchen, und da sie gehört hatten, die deutschen Kaiser seien hier mit vielen Schätzen begraben, so zerschlugen sie die marmornen Sarkophage und erbrachen das Grab Albrechts, dessen Gebeine sie umherstreuten ... Dasselbe empörende Schicksal aber wiederholte sich in grösserer Ausdehnung in der Revolution ..."

Soviel aus der historischen Literatur der Pfälzer selbst.

S. 36: „Niemals haben Franzosen dergleichen getan ..."

Ein französischer Professor der Sozialwissenschaften, Camille Fidel, ist selbstaufopfernd genug, gegen die Gewalt der nur zu bezeugten Tatsachen zu behaupten (Le Monde Nouveau, 15. Februar 1922, La campagne contre les troupes noires): „Il est inutile de multiplier davantage les citations pour montrer que la campagne contre les troupes de couleur ne repose sur aucun fondement." Alle noch so beglaubigten Zeugnisse über die Vergewaltigung rheinischer Frauen, Mädchen, Knaben durch die französischen Neger und Halbneger sind also null und nichtig, denn „Frankreich will nur, was auch die Advokaten wollen: nämlich Wahrheit und Gerechtigkeit". (Raymond Poincaré.) Deshalb gelten alle Zeugnisse der Deutschen nichts (vgl. den Schriftwechsel zwischen der deutschen Botschaft in Paris und der französischen Regierung über die Frage der schwarzen Truppen; dem Reichstag vorgelegt im Dezember 1921). Deshalb

dürfen auch die neutralen Zeugnisse nichts gelten: des Engländers Morel urkundlich belegte Materialsammlung wird abgelehnt, weil Morel schon vor dem Krieg leidenschaftlich deutsch-freundlich gewesen sei: „de tels auxiliaires suffiraient à discréditer une cause, en admettant que celle-ci fût défendable."

S. 36: „. . . trotz Viktor Hugo".

Viktor Hugo gibt auf Grund der Quellen folgende Schilderung der Verheerung Speyers im Jahre 1689 (er datiert irrtümlich oder der rhetorischen Gegenüberstellung mit 1793 halber: 1693) in seinem Buche Le Rhin. II.: „L'armée du grand roi entra dans Spire . . . Les soldats ouvrirent les portes des maisons, ouvrirent les portes de l'église, et brisèrent la pierre des tombeaux.

Il violèrent la famille, ils violèrent la religion, ils violèrent la mort . . .

La mort fut violée, et avec la mort . . . toute l'histoire d'un grand peuple, tout le passé d'un grand empire. Les soldats fouillèrent les cercueils, arrachèrent les suaires, volèrent à des squelettes, majestés endormies, leurs sceptres d'or, leurs couronnes de pierreries, leurs anneaux qui avaient scellé la paix et la guerre, leurs bannières d'investiture . . . Ils vendirent à des juifs ce que des papes avaient béni. Ils brocantèrent cette pourpre en haillons et ces grandeurs couvertes de cendres. Ils trièrent avec soir l'or, les diamants et les perles; et, quand il n'y eût plus que de la poussière, ils balayèrent pêle-mêle dans un trou ces ossements qui avaient été des empereurs. Des caporaux ivres roulèrent avec le pied dans une fosse commune les crânes de neuf césars."

Das Opernpathos und die rhetorischen Überladungen des spätromantischen Dichters abgerechnet, bleibt immer noch genug Tatsächliches zurück, um dem Dichter, der im Pantheon seines Landes ruht, die Anklage der Militärs wegen Verleumdung seines Landes zuzuziehen.

S. 37: „Die ethische Unlauterkeit all dieser tief unernsten Phrasen . . ."

Otto Flake, der nächste lothringische Landsmann von Barrès, aus Metz, schreibt im Juniheft 1921 des Neuen Merkur (München) über „Maurice Barrès und der Nationalismus": „Lasst uns Herrn Barrès die Ehre antun, uns mit ihm zu beschäftigen, damit wir den Punkt finden, wo grundsätzlich seine Dialektik als Falschmünzerei, als Verrat am Geist verworfen werden muss. Dieser Punkt ist die Lehre vom Primat der Nation, oder der bewussten Vergewaltigung des Wahren zugunsten der nationalen Interessen".

S. 37: „Frankreich ist bereit, dem alten Rheingenius seine Rechte der Zivilisation zurückzugeben und ihm zu helfen . . .“

I

„Was dem treudeutschen rheinischen Volk durch die französische Rheinpolitik angetan wird, angetan mit der Tugendmiene des „Befreiers“, des „Kulturbringers“, das ist bisher nie geschaut worden in einem Lande der sogenannten modernen Kultur.“ (Hartmann a. a. O.)

II

S. 37: Helmuth von Moltke, Die Westliche Grenzfrage. 1841: „Unter wie vielen falschen Vorwänden, für welche ganz entgegengesetzte Prinzipe waren die Franzosen nicht schon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hilfeleistung zu berauben! Das alte Königreich Burgund entrissen sie uns im Namen des Papstes und der alleinseligmachenden Kirche. Die lothringischen Bistümer und das Elsass entrissen sie uns im Namen der Reformation, als Beschützer der Lutheraner. Strassburg und die Republik Holland griffen sie an im Namen der absoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen sie im Namen der Legitimität, und endlich Holland, die [österreichischen] Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten sie oder verbündeten sie wenigstens aufs engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg. Und so war es denn wenigstens aufrichtig, dass Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die scheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Interesse allein als Zweck der Politik gelten liess und kein Mittel, denselben zu erreichen, verschmähte.“

S. 37: „. . . ebensogut wie irgendein Gallien . . .“ „Römertage“.

„Aber selbst, wenn wir Barrès in seiner Sehweise folgen und mit dem Franzosen nicht über die grossen Dinge sprechen, die er doch nicht versteht, sondern nur über die kleinen, die ihm zugänglich sind — selbst dann müssen wir vor allem fragen, ob es nicht darauf ankommt, was nun die einzelnen Völker aus diesem antiken Erbe schöpferisch jeweils gemacht haben? . . . Zwei Jahrtausende lang hat der Austausch vom Süden und Norden den Weg unmittelbar von Italien nach Deutschland und

umgekehrt genommen, und nur in den letzten drei Jahrhunderten den Umweg über Frankreich und den Westen. Unser Kaisergedanke ist älter als der Absolutismus Ludwigs XIV. Und unsere romanischen Münster sind älter als die gotischen Dome. Der Kaisergedanke war ein Weltgedanke. Der Gedanke des Sonnenkönigs war nur ein Machtgedanke. Die Gräber unserer Kaiser liegen im Münster zu Speyer, den die Franzosen niemals bauen, nur verwüsten konnten." Wilhelm Büderich, Wir im Westen, 1922. a. a. O.

S. 38: „... désintéressement ..."

„Frankreich will nichts, als was auch die Advokaten wollen, nämlich Wahrheit und Gerechtigkeit." Raymond Poincaré, de l'Académie, auf einem Advokaten-Essen 1921. (Thomas Mann, Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen. Jan. 1922.) Ah ces avocats, quel honneur il font à votre race! Es gibt kein stilistisch glänzenderes Beispiel für den Wahrheitsgehalt der französischen Propaganda-Rhetorik.

S. 38: „... unsere Ehre in unserer eigenen Hand immer noch am sichersten aufgehoben."

„Die Deutschen haben ihre eigene Grösse entstellt. An uns ist es, ihnen deren genauen Sinn zurückzugeben." (Vorrede der französischen Buchausgabe des „Génie du Rhin" von 1921.) Der französische Geist, Herr Barrès, hat nicht die innere Möglichkeit, das deutsche Wesen zu umfassen, geschweige denn ihm seinen Weg und „genauen Sinn" vorzuschreiben. Versuche dazu werden unseren Ohren immer klingen wie die Faustübersetzungen der Frau von Staël — oder wie das Génie du Rhin des Herrn Barrès: lächerlich in ihrer anmassenden Ahnungslosigkeit.

S. 38: „Geistig und geographisch wollen wir das grössere Frankreich wiederherstellen."

In der Pariser Wochenschrift L'Opinion vom 7. Januar 1922 findet sich eine Hypothèse sur Barrès (von Robert de Traz) und darin die bezeichnenden Sätze: „Die Idee der Revanche ist die Idee des Sieges geworden. Der Franzose ist wieder einer der ersten Führer in Europa geworden ... Barrès' Rheinpolitik ist das Anzeichen dieser bevorstehenden Erweiterung (des französischen Nationalismus). Barrès hört auf, Vorposten zu sein und überschreitet die Grenze. Er sucht nicht mehr nur Lothringen zu schützen, sondern auch Frankreich zu propagieren."

Und nun folgt zum Schluss eine jener hybriden Lächerlichkeiten, die für das geistige Frankreich des Sieges so bezeichnend geworden

sind: die Parallelisierung mit — Goethe. „Goethe, der Staatsmann und glänzende Schriftsteller, Goethe, der Reisende, der Olympier gewordene romantische Goethe, Goethe, der europäische Geist — das sind vielleicht einige der Auspizien, unter denen sich die nächste Etappe Barrès' vollenden wird. Ein Denken, das vom Individualismus ausgegangen ist und sich im Nationalismus gestärkt hat... kann sich sehr wohl in einer universellen und ungetrübten Harmonie vollenden. Barrès, der französische Goethe. Die Hypothese ist plausibel."

Ungemein plausibel. Wenn Frankreich, das bisher noch keinen Mann vom Range Goethes hervorgebracht hat, einen solchen, endlich, in der Gestalt des Meisters Maurice gefunden zu haben glaubt, so haben wir gegen diejenigen deutschen Nationalisten, welche das geistige Frankreich der Unbescheidenheit zeihen (auf Grund solcher Äusserungen wie der von Jacques Rivière, Anm. S. 78ff.), eine glänzende Verteidigungsmöglichkeit. Jede Sorge ist von uns genommen, wenn der Ehrgeiz zur „Wiederherstellung des geographisch grösseren Frankreich" nicht massloser ist als dieser Ehrgeiz des „geistig grösseren Frankreich".

S. 38: „Keine Annexion, keine Elsässisierung ..."

Man lese bei Hartmann a. a. O. nach, mit welchen Mitteln die französische Diplomatie gearbeitet hat, um bei den Friedensverhandlungen sich mit Erfolg auf die, nicht vorhandenen, 150000 Franzosen des Saargebietes berufen zu können. Die Militärverwaltung deutelte darnach ein Bittgesuch der saarländischen Bergarbeiter um Rückberufung ihrer ausgewiesenen Kameraden in eine Sympathie-Adresse an Poincaré um. (Tardieu, „Illustration", 14. 2. 1920.) So annektiert man „ohne Annexionen". Oder man lese dort, wie die sogenannten Zwangsartikel, die die pfälzischen Zeitungen ohne Quellenangabe bringen mussten, als „Auslassungen der pfälzischen Zeitungen" in der französischen Presse veröffentlicht wurden, um bei den andern Alliierten, namentlich bei den Engländern und Amerikanern, den Eindruck zu erwecken, dass die öffentliche Meinung in der Pfalz Frankreich grosse Sympathien entgegenbringe und die Annexion durch Frankreich, mindestens aber eine „neutrale" pfälzische Republik wünsche. „Ce serait une erreur détestable de vouloir contraindre ou gêner les dispositions intimes des populations rhénanes," findet Barrès. „Cette faute ne peut même pas être imaginée, quand on parle à Strasbourg, où l'abus de la force a si longtemps insulté la conscience universelle." Edles Frankreich! Wieviel schuldet es der Fähigkeit seiner Sprache, nicht zu erröten!

Ein vortreffliches Beispiel für den „generösen" keltoromantischen Rhetorenstil dieser rheinischen Kulturpropaganda, rheinischen Ohren so unfreiwillig komisch, und zugleich ein Beispiel für den zähen Willen zur friedlichen Durchdringung dieses rheinischen Marokko mit allen Werbemitteln bietet die Rede, mit der General Gérard im Jahre 1919 die französische Kunstausstellung im Gerichtsgebäude zu Zweibrücken in der Pfalz eröffnete; der Stil dieser Rede ist der Stil von Barrès: „Der Hauptzweck dieser Ausstellung ist, sie soll diesem Lande Frankreichs Genie offenbaren. Frankreichs Genie aber ist weder tyrannisch noch herrschsüchtig." (Die Rede wurde in der Pfalz gehalten.) „Es strahlt, wie die Ausstellungsgegenstände in diesen Vitrinen, eine reife und süsse Harmonie aus, ein zierliches und doch kräftiges Ebenmass, eine ernste und gediegene Schönheit. Diese Kunstgegenstände sind wie unsere Rasse, unsere Ideen. Sie kennen nicht Härte noch Gewalt." (Die Rede wurde in der Pfalz gehalten.) „Sie werden Ihnen in ihrer stummen Beredsamkeit sagen: wir sind nicht in die Pfalz gekommen als Despoten; wohl zwar als Sieger, aber als Beschützer . . . Wir werden hier bleiben, bis der Friedensvertrag ein anderes bestimmt, zur Sicherung unserer selbst, vor allem aber zur Sicherheit der Pfalz." (Temps vom 27. April 1919.) Edles, stumm beredsames Frankreich — wie sehr lag ihm diese Sicherheit seiner Nachbarn immer am rhetorischen Busen! Man vergleiche den Verlauf der französischen Ostgrenze in dem Jahrtausend nach dem Vertrag von Mersen. Die „Sicherheit der Pfalz" macht sich besonders edel. Die überall dort eingeführte Zweisprachigkeit der Strassennamen (wir stellten sie selbst fest), als Vorbereitung zur künftigen Elsässisierung, gibt von dem désintéressement dieser Sicherung eine besonders anschauliche Vorstellung.

S. 38: „. . . für einen Franzosen der Gedanke der Annexion eines Volkes gegen seinen Willen unmöglich . . ."

Wir empfehlen Herrn Barrès die Lektüre des Buches von Kommandant Paul Jacquot (weiland Major im Stabe des Generals Gérard): „Le général Gérard et le Palatinat, Novembre 1918—Septembre 1919. Landau—Strasbourg, Imprimerie du Nouveau Journal de Strasbourg." Der Historiker Hermann Oncken nennt es in einem akademischen Vortrage an der Universität Heidelberg, im Wintersemester 1919/20, ein Dokument des französischen Militarismus, das, ohne einen inneren Wert zu besitzen, doch für uns von höchstem Werte und vielleicht

auch für die übrigen Mitglieder der Entente von Interesse sei: „der Zweck des Buches ist die Verherrlichung des Generals Gérard, ... vor allem die Rechtfertigung derjenigen Politik, die die Franzosen in der Pfalz bis zum Herbst 1919 zu treiben versucht haben. Es schliesst mit einem Programm für die Zukunft, nach dem diese Pläne eines Tages doch noch wieder aufgenommen werden sollen ... Im übrigen verfügt er über den ganzen Apparat der Phraseologie, der revolutionären von 1793, der gallisch-kulturellen, und sogar der wirtschaftlich-sachlichen, aber alles ins Militärisch-Deklamatorische gewandt, alles windig und prahlerisch ...“ — Barrès-Französisch also.

S. 39: „Der Rhein ist ein Strom, der sich erinnert.“

Herr Barrès meint vielleicht, es handele sich dabei nur um Bildungserinnerungen, künstlich gelehrt und mühsam humanistisch gleich seiner rheinischen Bildung? Er fordert Folkloristisches? Wir dürfen ihm keine deutschen Zeugen zumuten. Beliebt er das Zeugnis Herrn Lloyd Georges als zuverlässig entgegenzunehmen, der auf einem Bankett zu Ehren des neuen amerikanischen Gesandten in London, beim Herzog von Connaught, im Mai 1921 (nach dem telegraphischen Wortlaut der New York Times) u. a. sagte: „Only a day or two ago one who had been an officer in the war told me he had been travelling through the palatinates of old Germany, and peasants gave him memories of the devastation by the armies of Louis XIV., as if it had happened quite recently.“

S. 39: „... selbst französische Ärzte ...“

Vergl. als Beispiel des französischen ärztlichen Fanatismus etwa den Bericht Bérillons in der „Gazette médicale de Paris“ 1915, Nr. 267 (24. Juni) über die anthropologische Besonderheit und Minderwertigkeit der Deutschen gegenüber allen anderen Rassen; sich kennzeichnend z. B. in dem fötiden Geruch der deutschen „Rasse.“

Es ist nicht eben klar ersichtlich, warum Frankreich es sich seit Jahrhunderten soviel Mühe und List kosten lässt, möglichst viele Angehörige dieser fötiden Rasse seinen Staatsgrenzen und wenn möglich auch seinem Volkstum einzuverleiben.

S. 40: „Welches Gesicht soll die rheinische Bevölkerung wahrnehmen, wenn das Bild Frankreichs vor ihr aufgerufen wird?“

Man siegt immer nur um einen Preis: sich zeigen zu müssen, wie man ist. Und so wird es Frankreich nichts helfen, ein Ge-

sicht seiner Wahl zeigen zu wollen. Im Siege fallen die Masken — das war schon der tiefere Segen von Versailles. Das „Bild Frankreichs" steht seit drei bitter langen Jahren vor der Seele der rheinischen Bevölkerung — und entsetzen würde sich ein Franzose, dem es um „moralische Eroberungen" seines Landes noch zu tun sein sollte, könnte er es wahrnehmen. Wir hier, unseren Ortes, sind die Spätesten, die aus alter Dankbarkeit noch dieses Bild Frankreichs bekämpft haben — aber gerade Männer wie Barrès lassen unsern letzten mühsamen Wahn sterben. „Schon müssen sie als was sie sind sich zeigen —" davor gibt es keine Rettung.

S. 40: „Das Gesicht eines hämischen, anmassenden und furchtsamen (und furchtsamen!) Nationalismus."

Noch die Rede Maurice Barrès', am 24. Dezember 1921 in der Sorbonne gehalten, spricht von der Notwendigkeit, geistige Schranken gegen Deutschland aufzurichten. (La Vie Universitaire, Février 1922): „... pour l'éducation de la moyenne de nos esprits, ne convient-il pas de se défier des sympathies trop directes, qu'une poignée de chefs d'oeuvre du passé avait établies entre les nations modernes et la littérature allemandé?" L'orateur (Barrès) demande s'il ne convient pas de vérifier, de définir avec soin, de tenir sous la surveillance d'une haute police intellectuelle ces hauts lieux, ces prestigieux refuges de l'Allemagne.

„N'y a-t-il pas, dit-il, de barrière à élever contre le germanisme dans le monde de la pensée? C'est, au point de vue de la civilisation une question capitale."

S. 40: „... die Tugend der Gerechtigkeit."

„Die Deutschen scheinen sich in ihrem Gefühlsleben und ihren Sitten in so weitgehenden Abweichungen von den Franzosen zu unterscheiden" (das schlechte Deutsch fällt den Übersetzern der Revue Rhénane zur Last), „dass man sich fragt, wie es möglich ist, zwischen beiden Beziehungen anzuknüpfen. Es wäre zwecklos, sie sich auf dem idealen Gebiet der Gerechtigkeit näher zu bringen, da die Deutschen nicht dieselbe politische Moral wie die Franzosen haben." Charles Seignobos, Professor an der Sorbonne. Revue Rhénane, Mainz, Juni 1921.

S. 40: „... Gefahren des Sieges."

In der Nouvelle Revue Française vom 1. Nov. 1921 schreibt André Gide, der Dichter, über die geistigen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland einige Sätze, die, wo nicht

Herrn Barrès, so doch das geistige Frankreich einen Augenblick nachdenken lassen könnten. Vielleicht nur, dass er in seinem Heimatlande zu geringen moralischen Kredit geniesst, denn es sind von ihm keinerlei rohe Beschimpfungen deutschen Wesens und Geistes während des nun siebenjährigen Krieges gegen Deutschland bekannt geworden. Trotzdem könnten seine Sätze seinem Lande nützen:

„Les lendemains de victoire sont particulièrement dangereux; Nietzsche le savait bien, et c'est ce qui le faisait écrire, après 70: „La nature humaine supporte plus difficilement la victoire que la défaite", et les quelques pages qui commentent cette phrase, au début de ses Considérations Inactuelles — pages si éloquentes et si sages, et dont la méditation serait pour nous de si grand profit, que je les souhaiterais affichées sur nos monuments publics, à côté des discours à la Chambre.

„Je crois que l'on peut aujourd'hui, sans trop se faire aboyer, dire à voix haute ce qui ne fait secret pour personne et que seuls quelques obstinés se refusent encore à admettre: la France, depuis la fin de la guerre (je n'ose dire: depuis le commencement de la paix) n'a cessé de perdre du terrain — moralement et intellectuellement . . . précisément, si j'examine l'action officielle et officieuse de la France dans le domaine qui m'est le plus familier, celui des lettres et des arts, il me paraît que trop souvent ce n'est pas la raison qui guide . . . — ou qu'elle est bien mal éclairée. Que penser de cette „propagande" française, dont parle Thibaudet dans un excellent article de l'Opinion (13 août 1921)? Les exemples qu'il cite d'incompétence, de maladresse, d'imbécile fatuité (auxquels hélás! on pourrait ajouter bien d'autres) sont si mortifiant pour notre amour-propre national, qu'il m'est pénible de le redire."

In welchem Masse die Selbstvergiftung der französischen Geistigkeit fortgeschritten ist, dafür häufen sich die Beispiele erschreckend. Im Herbst 1914 schon musste ein Beobachter wie Thomas Mann schreiben: „Und Frankreich? Geht seine Generosität und Menschlichkeit nicht unter in einem Rausch von Tollwut und schimpflicher Hysterie? Wir lasen Äusserungen repräsentativer Geister Frankreichs, führender Politiker, berühmter Schriftsteller, Äusserungen über Deutschland, so irr, so qualgeboren, dass man nicht ohne Erschütterung gewahr wurde: das Hirn dieses Volkes erträgt den Krieg nicht mehr." Das gilt heute mehr und ernster als es damals galt. Keine Kriegspsychose mehr bietet Entlastungsgründe den deutschen Freunden französischer Geistigkeit dar. Wenn im Verlage der wichtigsten Zeit-

schrift des heutigen Frankreich, der Nouvelle Revue Française, schon nach dem Krieg von dem angesehensten Kritiker Frankreichs ein Buch herausgegeben werden konnte, wie Jacques Rivières „L'Allemand", so unterstreicht das Gides Ausführungen so stark als nur möglich. Einige Proben daraus mögen dartun, dass die Scham eines Mannes wie Gide ihre Berechtigung hat:

Aus dem Vorwort: „... Je j'ai écrit le livre qu'on va lire, rien que pour »vomir« les Allemands ... Mon livre n'est rien de plus que la grande détestation que mon esprit fait de l'Allemagne.

Je ne m'en prends pas à ses crimes, mais à sa façon de penser et de sentir; je la répudie bien exactement; je dis: »Voilà tout ce que je ne suis pas, tout ce dout je ne veux pas.« Je me nettoie de l'Allemand, comme la France elle-même cherche ... avec une si dramatique patience, à s'en nettoyer ... je fais de l'hygiène ... je pense à moi, à ma propreté intérieure ..."

„... nous produisions dans le monde le Droit, la Justice, la Civilisation, le Principe des Nationalités, le Droit des peuples à disposer d'eux-mêmes, et finalement la Société des Nations... (73)

Nous savons depuis longtemps ce qui se fait et ce qui ne se fait pas, ce qui est louable et ce qui est répréhensible, ce qui est devoir et ce qui est crime. Nous n'avons plus besoin de parler de ça; nous pouvons même l'oublier ..." (71)

Es gibt kein besseres Beispiel für den nationalistischen Pharisäismus, dem selbst das geistigste Frankreich heute verfallen ist.

„... ce dont j'ai peut-être le plus souffert en Allemagne, c'est du manque de haine, — j'entends de haine spontanée, naturelle. Il m'a frappé déjà sur le champ de bataille." (In dieser Beziehung haben in der Tat die deutschen Gefangenen in Frankreich beträchtlich weniger zu leiden gehabt, als Herr Rivière hat leiden müssen. Die Gerechtigkeit erfordert das einzuräumen.)

Einige Beispiele noch zu Rivières Charakteristik des deutschen Wesens:

„Je maintiens que, pris à l'origine, l'Allemand est parfaitement vide ... (153)

„La nuit intérieure dont il souffre, l'Allemand la porte partout avec lui; et elle se répond au dehors sur tout ce qu'il fait..." (75)

„L'Allemand est monstrueusement éducable." (154) (Bildung erscheint in der Tat immer mehr ein goethisch-deutscher Begriff zu werden, je weiter Europa „von Humanität durch Nationalität zur Bestialität" wandert.)

„Le Schein et le Wesen sont pour l'esprit allemand une seule et même chose. Être c'est paraître, et paraître c'est être." (125) (Es ist wirklich vom deutschen Geist die Rede.)

„La volonté vient combler l'abîme que creuse chez l'Allemand l'absence de tous les dons naturels." (140)

„Cet étonnant privilège, il le doit en somme, dans le fond, à sa pauvreté intérieure. Et c'est à notre richesse intérieure que nous devons de ne pouvoir nous habituer à en tenir compte..." (151)

„... personne aussi n'est moins intéressant. Ce qu'il y a peut-être de plus terrible à dire sur les Allemands, c'est justement, qu'ils ne sont pas intéressants. Et comment s'attacher à des êtres en perpétuelle formation? »Nous sommes jeunes, s'écrient-ils. Est-ce qu'on ne sent pas cela?« Les malheureux! Comme si c'était par là qu'ils pouvaient nous séduire! Et qu'y a-t-il de moins intéressant que la jeunesse? ... On peut faire du lyrisme avec ça. Mais quiconque a le goût de la réalité psychologique, garde son attention pour les êtres achevés, accomplis. En fait d'humanité, je ne connais, je n'aime que ce qui est, que ce qui résiste, que ce qui pense et sent et vent comme ça, et pas autrement. Le deutsche Jüngling m'embête. Si encore je sentais qu'il vieillira! Mais non. Il est jeune pour toujours, er ist jung in Ewigkeit. Il est pour toujours »en puissance«. Et moi, justement, je ne me passionne que pour ce qui est »en acte«."

S. 40: „Der Sieger wird dumm..."

I

„Man muss dies ‚Frankreich des Geschmacks' zu finden wissen. Wer zu ihm gehört, hält sich gut verborgen ... In der Tat wälzt sich heute im Vordergrunde ein verdummtes und vergröbertes Frankreich, — es hat neuerdings ‚eine wahre Orgie' des Ungeschmacks und zugleich der Selbstbewunderung gefeiert" (bei dem Leichenbegängnisse Victor Hugos, des Lehrers und Vorläufers von Barrès).

So der leidenschaftlichste Franzosenfreund, den Deutschland seit Menschenaltern hervorgebracht hat — Friedrich Nietzsche (Jenseits von Gut und Böse, 1885/86).

Zu Orgien des Ungeschmacks und der Selbstbewunderung, wie sie der höchste Kritiker Deutschlands nach 1870 am Frankreich des Vordergrundes wahrnahm, hält sich der gefeiertste Kritiker des heutigen, des siegreichen Frankreich verpflichtet, wie wir sehen. Ein zweites Beispiel, aus der lebendigsten französischen Zeitschrift, der Nouvelle Revue Française, Sept. 1919. Dort schreibt, abermals, Jacques Rivière:

II

„Die französische Intelligenz ist unvergleichlich: es gibt keine mächtigere, keine schärfere, keine tiefere. Sollte man mich auch der Unverschämtheit zeihen, so werde ich meinen Gedanken doch bis zu Ende aussprechen: sie ist die einzige, die es heutzutage in der Welt gibt. Wir allein haben eine intellektuelle Tradition zu wahren gewusst, wir allein haben uns fast ganz vor der pragmatistischen Verdummung zu bewahren gewusst; wir allein haben fortgefahren, an das Identitätsprinzip zu glauben; nur wir in der Welt, ich wiederhole es kühl, verstehen noch zu denken. Auf philosophischem, literarischem und künstlerischem Gebiet wird nur das zählen, was wir sagen werden." (Zitiert bei Curtius „Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich." Bonn 1921. Curtius fügt hinzu: „Solche Äusserungen . . . sind durchaus typisch, und man könnte ein ganzes Buch mit ihnen füllen. Die Geistesenge, die sich darin ausspricht, weist den Grund auf, warum es für Frankreich keine Idee Europa in unserem Sinne geben kann und niemals geben wird.")

S. 41: „. . . Protection tutélaire . . ."

„Lasst mich in Ruhe mit eurer unwürdigen Entmutigung. Ich unterscheide, was gut und schön ist, und ich arbeite dafür mit Enthusiasmus. Wann wird diese französisch-rheinische Verwandtschaft ihre Früchte tragen? Ich weiss das genaue Datum. Zur Stunde, da wir sie, kraft des Lichtes, wiederbelebt haben werden." (Vorrede der französischen Buchausgabe des „Genie du Rhin", 1921.)

Et la lumière fut — wie auf dem Strassburger Denkmal des Johann Gutenberg steht, der Deutschland und die Welt mit einer so deutsch zweideutigen Erfindung beschenkte. Aber auch ohne, vorläufig noch inmitten deutscher Dämmerung, aufs schärfste unterscheiden zu können, „was gut und schön ist", und auch ohne dass wir das genaue Datum kennen, hoffen wir „zur Stunde, da" den werten Zwangsverwandten unsrerseits heimleuchten zu können — kraft des Lichtes. Wir arbeiten dafür mit Enthusiasmus.

S. 41: „1870 war Victor Hugos Enttäuschung gross . . ."

Ein Reisender im besetzten Gebiet bezeugt für heute (Rheinischer Beobachter, 29. 1. 22):

„Was im englischen besetzten Gebiete nur unabwendbaren Druck für die Bevölkerung bedeutet, wird im französischen zur Qual, auch zur seelischen Qual, ja zur Schmach.

Immer wieder kann man es in Trier, in Wiesbaden, in Mainz,

in Ludwigshafen hören: die Franzosen waren unsere nächsten Nachbarn. Wir hatten keinen Hass gegen sie. Als sie kamen, nahmen wir sie hin, weil es das Verhängnis so wollte. Ertrugen den Schmerz, weil anders der Friede nicht zu erhalten war. Heute aber hassen wir sie. Sie selbst haben diesen Hass in uns geweckt.

Wenn je ein Volk nicht zu siegen verstanden hat, so die heutigen Franzosen. Sie berufen sich in ihrer Rheinlandpolitik darauf, dass ihr Napoleon den Rheinländern die Freiheit geschenkt hätte . . . Jetzt fordern sie als die Enkel dieses Napoleon die Zinsen . . . Selbst wenn der Rheinländer bereit gewesen wäre, das gute Andenken auf die Enkel Napoleons zu übertragen, es wäre dem Rheinländer nicht möglich gewesen, es gerade bei diesen kleingeistigen, rachsüchtigen, eitlen Enkeln zu tun. In ihrem Siegerwahnsinn kommt den Franzosen im Rheinland gar nicht zum Bewusstsein, welch erbärmlichen Eindruck sie auf den Rheinländer machen. Die Rheinländer . . . sehen auf diese [. . .] herunter, wie die wahren Erben der römischen Kultur auf die eitlen Gallier, die sich mit den zurückgelassenen Gewändern der Römer behingen. Barrès, dieses . . . Literatenkind des französischen Nationalismus, möge einmal sein Rheinlandproblem von diesem Punkte aus betrachten."

S. 42: „Was ihnen im Augenblick dient, . . . ist ihnen das Rechte." (Goethe.)

Den Missbrauch, den die französische Kulturpropaganda mit den höchsten Namen des geistigen Deutschland zu treiben fortfährt, beleuchtet grell ein Aufsatz des Barrès so nahestehenden nationalistischen Hetzblattes L'Echo de Paris vom 4. Januar 1922, aus Wiesbaden datiert (von Montluys), übersetzt in der Auslandspost des Neuen Merkur, 1922, Nr. 3:

„Sollen wir . . . die Lehren des Krieges vergessen und ohne Wahl und Unterscheidung die geistigen Beziehungen der früheren Zeit wieder aufnehmen? Oder aber, wie es zwei unserer hervorragendsten Lothringer, Barrès und Poincaré, vorschlagen, aus Deutschland nur die Elemente herübernehmen, die unserem nationalen Genius günstig sind und die Keime der Verderbnis von uns fernhalten?" (Reines Frankreich! Vergleiche Romain Rollands „La foire sur la place". Jean Christophe à Paris. I.)

„Deutschland feiert augenblicklich Hölderlin, den es neu entdeckt hat und den ein Teil der Jugend über Schiller stellt. Hölderlins Werke haben zwei grosse Geister fasziniert: Hegel und Nietzsche." (In dieser Allgemeinheit übrigens vollkommen falsch:

es trifft nur für den ganz jungen Hegel und für den Nietzsche der Gymnasialzeit zu.) „Das preussische Volk vermochte natürlich die lichtvolle Anmut dieses reinen, von hellenischem Geiste erfüllten Genius nicht zu begreifen." (Im bayrischen oder badischen Volk hat Montluys wohl Hölderlin volkstümlich gefunden?) „Es verkannte dies waffenlose ‚Herz' um so länger, als es von diesem sanften Träumer nie einen Peitschenhieb bekam." (Der literarische Gewährsmann dieser männlichen Staël zu Wiesbaden muss nie den Schluss des „Hyperion" gelesen haben, wo den Deutschen die furchtbarsten Dinge gesagt werden, die sie vor Nietzsche jemals zu hören bekommen haben.)

Nicht genug mit diesem dreistesten Missbrauch eines teuren Namens zum Zwecke antipreussischer Rheinpolitik: auch der verehrteste rheinische Dichtername der Gegenwart wird zu solchem Zweck mit generösen Fälschungen bekränzt:

„Hölderlins königlicher Erbe.. ist der Rheinländer Stefan George, der ein wenig feierliche Asket von Bingen, geboren in Rüdesheim" (was falsch ist) — „der Dichter, den Süddeutschland heute als geistigen Führer grüsst." (Es ist anzumerken, dass Georges dichterische Erscheinung in jedem Sinne in Berlin und von Berlin aus sichtbar geworden und sichtbar gemacht worden ist. Berliner Literaten und Kritiker Berliner Zeitschriften sind die ersten gewesen, die Georges Dichtung der Nation vorgestellt haben. Von einer Führerschaft Georges nur der süddeutschen Jugend, im Gegensatz zur Jugend Norddeutschlands, kann in gar keinem Sinne die Rede sein.)

„Wunderlich fürwahr — das Schicksal dieses seltenen Künstlers, der auf Grund irgendwelcher geheimnisvoller Vererbung auf französisch denkt, ohne es zu wissen" (die beliebte These Victor Hugos, um die Annexion des linken Rheinufers geistiger zu legitimieren), „und den ein unbestimmter Trieb dazu bewegt, in seinen Versen selbst die Grossbuchstaben auszuschalten, um seinem Lehrmeister und Zwillingsbruder im Geiste, Samain, mehr noch zu ähneln." Man kann den Ehrgeiz Georges nicht treffender kennzeichnen, als es der französische Badegast hier tut: genau das war von je der unbestimmte Trieb Georges — seinem Lehrmeister Samain mehr noch zu ähneln: ihm zuliebe nahm er jene lateinische Orthographie an, die er mit Jakob Grimm teilt.

„Die Plebs in der zur literarischen Hauptstadt gewordenen Berliner Kloake wusste fast nichts von Stefan George" (wir wiederholen, der „literarische Ruf" Georges ging unzweifelhaft von Berlin aus, wo George zudem, wie Herr Montluys nicht zur Kenntnis nimmt, seine Dichtungen erscheinen liess; und die Plebs

des Bauches Paris weiss vermutlich mehr von Flaubert oder Verlaine?), „ebenso wie sie Hölderlin, Eulenberg, Schmidt-Bonn, Paquet, Schäfer, Mombert, Hasenclever verkannte oder nicht kannte" (die Zusammenstellung von Hölderlins Namen mit den folgenden Namen heutiger rheinischer Autoren verrät ein Gefühl für Rang und Distanz, für die Hierarchie der Geister, wie es einem Landsmann von Barrès zukommt), „nachdem sie widerstrebend die Donnerschläge der grossen Unverstandenen, eines Goethe, Schopenhauer, Beethoven hatte über sich ergehen lassen, sie alle Verächter, sie alle Einsame inmitten der Masse" (die französischen Dichter sind das also nicht? um so schlimmer für Frankreich), „sie alle Rheinländer" (Schopenhauer, der Danziger, in dessen Adern auch nicht ein Tropfen rheinisches Blut lebte), „Verbannte in Boeotien" (aber Schopenhauer lebte ja gerade im Rheinland, was der Fiktion ja eben widerspricht!), „sie alle erfüllt von lateinischem Geist." (Beethoven, der Lateiner!)

Soviel zur Probe der französischen Kulturpropaganda, wie sie in den Barrès nahestehenden Kreisen getrieben wird. Die Schlussfolgerung dieses Aufsatzes ist wieder die Barrès'sche, ausklingend in eines jener typisch grimassierenden Komplimente, das sich französische Eitelkeit im Interesse der künftigen Annexion den rheinischen demi-boches gegenüber abringt:

„... Allen jenen Idealisten (Idealisten!), die den materialistischen, imperialistischen und zersetzenden Einfluss Preussens auf das übrige Deutschland vermindern ... möchten ... steht bloss ein Angriffsobjekt für ihre Arbeit zur Verfügung: jenes rheinische Volk, in dem sich das keltische, lateinische und fränkische Element vermengen und dessen geistige Vergangenheit ebenso glorreich ist wie die unsrige."

S. 42: „Die Rheinländer haben erleuchtete und wohlwollende Führer nötig ..."

Der Elsässer Ernst Robert Curtius, der Marburger Romanist (der wie immer wohlunterrichtete Barrès nennt ihn [Revue de Genève, Jan. 1922] le „professeur de Bonn"), schreibt in seinem Aufsatz „Rheinische Schicksalsfragen" (Die Tat, März 1922) die folgenden Sätze, die recht eigentlich als die von Barrès geforderte Antwort des Rheinlandes an Barrès betrachtet werden dürfen:

„Wir sprechen Barrès die bona fides ab, die wir fordern müssen als Grundlage jeder geistigen Erörterung ... Und den französischen Lesern von Barrès möchten wir mit aller Bestimmtheit ausdrücklich erklären, dass seine „rheinische Lehre" ein purer

Illusionismus ist, ein grotesker Selbstbetrug und eine alle Wirklichkeiten verkennende Irreführung ... Nie und nimmer wird das Rheinland etwas anderes als verächtliche Abweisung aufbringen für die Rolle, die Barrès ihm zumutet, seine geistige Unabhängigkeit und seine Deutschheit aufzugeben und seine Weisungen von den Idealen der französischen Zivilisation zu empfangen. Das deutsche Rheinland ist kein Kolonialgebiet, das durch Frankreich von der Barbarei erlöst und der Kultur zugeführt werden müsste. Rheinland braucht die Deutung seiner kulturellen Bestimmung nicht von französischer Weisheit zu empfangen — von einer Weisheit, deren Kurs in beiden Hemisphären täglich tiefer sinkt." (Times, 14. Januar 1922, aus Washington: „Das französische Prestige steht heute in den Vereinigten Staaten von Amerika in geringerer Achtung als je zuvor.")

„Rheinland ist fähig, sich selbst zu deuten."

Und zum Schluss: „Schicksalstunde des Rheines und Europas! Für die nächste Zeit wird in der Sphäre des äusseren Geschehens das Wichtigste von Frankreich abhängen. Und vom Frankreich eines Barrès und eines Poincaré haben wir nur Unheil und Verblendung zu erwarten. Sind denn Barrès und sein Anhang vom simpelsten Menschenverstand so völlig verlassen, dass sie den grotesken und unheilbaren Widerspruch ihrer Rhein-Ideologie nicht einmal merken? Wo bleibt die elementarste Psychologie? ... Ist man verblendet genug, um zu glauben, man bringe uns Frankreichs edelsten Geist nahe durch ein unsinniges Verkennen und törichtes Beschimpfen unserer Eigenart und unseres nationalen Geistesbesitzes? Man mache Frankreich liebenswert durch literarische Falschmünzerei, durch die Schikanen einer Militärtyrannei, durch die Drohungen einer überhitzten Gewaltpolitik? Meint man, die Rheinländer liessen sich durch gelegentlich eingestreute ungeschickte Komplimente über den höchst realen nüchternen Sinn dieses Liebeswerbens täuschen? Und sie fühlten sich gar geschmeichelt, wenn man gelegentlich durchblicken lässt, sie seien ja eigentlich gar keine Deutschen, sondern Kelten und fast so etwas wie Franzosen zweiter Ordnung? Sieht man nicht, dass eine solche Methode mit unfehlbarer Sicherheit alle anständigen Instinkte des Rheinländers und des Deutschen überhaupt empört? Dass sie den letzten Rest deutscher Sympathien für das geistige Frankreich (vom politischen gar nicht mehr zu reden) aufzehren muss? ...

Es ist sehr schwer für uns, die wir die grossen und lebendigen Kräfte des französischen Geistes lieben und eine Verständigung zwischen den beiden Nationen wünschen oder wünschten, auf

diesem Standpunkt noch heute zu verharren ... Aber es gibt einen Punkt, wo man in klarer Erkenntnis des Möglichen und des Aussichtslosen seine Überzeugungen zwar nicht verleugnet, aber sie begräbt. Mit einem gewissen Bedauern vielleicht, aber nicht in Verzweiflung. Denn der Reichtum der geistigen Welt ist unaussagbar, und wenn ein Weg uns versperrt ist, wählen wir eine andere Richtung, in der wir uns erfüllen und unendlich entfalten können.

Den Rhein aber, den deutschen, den europäischen Rhein, werden wir immer wiederfinden und immer wieder aufsuchen — aus jeder geistigen Lage heraus ... Wir sehen Verheissung und Verwirklichung neuen geistigen Geschehens, neuer rheinischer Deutschheit am geliebten Strom ...“

S. 42: „... schon dreht mehr als einer von ihnen sich fast unmerklich gen Westen.“

I

Auch das ist Nachahmung Victor Hugos: „La France est grande dans les souvenirs et dans les espérances de ces nobles nations (der Rheinländer). Toute cette rive de Rhin nous aime, — j'ai presque dit nous attend.“ Le Rhin. I. Cologne.

II

„Der Autonomiegedanke ist für die Franzosen nur ein Übergangsgedanke, der bis zur Enderoberung vorhalten soll. Er ist ein französischer Gedanke. Das haben wir Rheinländer heute erkannt: wir alle. Und die Franzosen selber haben uns zu dieser Erkenntnis verholfen: so wie sie in den Rheinlanden auftreten. Selbst die, welche im Rheinlande nicht Preussen sein wollen, wollen doch vor allem keine Franzosen werden. Und vielleicht ist heute unter den Rheinländern der Hass auf Frankreich nirgends glühender als dort, wo ursprünglich gewisse Erwartungen gehegt wurden und dann bestimmte Enttäuschungen eingetreten sind.“ Wilhelm Büderich. Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 42: „... der übrigen rheinischen Landschaft das Schicksal des Elsass zu bereiten.“

„Clemenceau hatte wenigstens die Ehrlichkeit, aus uns kein ‚zweites Elsass-Lothringen‘ machen zu wollen. Aber wir haben wohl aufgemerkt, als Barrès in der Kammer sagte, aus dem Rheinlande müsse eben ein ‚Zwischengebiet‘ werden, ‚halb deutsch, halb französisch‘. Er hatte kein Gefühl für die Gemeinheit in seinen Worten. Er empfand nicht, dass er unserer Bevölkerung

empfahl, sich ihren Charakter verderben zu lassen. Wir Rheinländer wissen, wie unsere elsässischen Landsleute unter den Dingen gelitten, die Frankreich ihnen seit zwei Jahrhunderten antat. Barrès freilich meint, dass es die Bestimmung der Elsässer sei, zwischen Frankreich und den Rheinlanden zu vermitteln und uns für den Westen zu gewinnen. Aber wir sagen ihm, dass es gerade das elsässische Beispiel ist, das uns so fest bei Deutschland hält." Wilhelm Büderich. Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 43: „Nationaler Fanatismus."

„... Betrachten Sie hier (in Strassburg) den Elan der Herzen, die allgemeine Bewegung des Aufstiegs! Den Messgottesdienst der Kinder von Strassburg, am Sonntag morgen im Münster, wenn sie kommen, vom Heiligen Geist die Gnadengabe der französischen Sprache zu erbitten (demander à l'Esprit Saint le don de la langue française), und wenn sie mit ihrem deutschen Stimmklang (avec leur accent germanique) von ganzem Herzen die kirchlichen Gesänge Frankreichs singen, welch herzbewegende Ergänzung für die Bemühungen der Universität!" (Vorrede der französ. Buchausgabe von 1921.)

Es ist den deutschen Kindern manch Böses angetan worden im Krieg und seit dem Waffenstillstand, der kein Stillstand der Waffen war (zum mindesten nicht der Waffen des Hungers und des verleumderischen Giftes). Aber kaum je hat eine Nachricht über klugen Kindermord uns so ekeln können, wie die wahrhaft monströse Lästerung des Geistes, die hier die höchsten religiösen Vorstellungen, wie die von dem Charisma des heiligen Geistes, zu nationalistischen Zweckfälschungen und Verherrlichungen des Sprachenmordes an deutschen Kindern elend und komödiantisch missbraucht. Dabei verrät Barrès noch die eigene tiefe Unehrlichkeit, wider Willen, in dem Eingeständnis des accent germanique, dass es sich hier um Kinder handelt, denen man die tausendjährige Muttersprache ihres Landes und ihrer Ahnen gewaltsam und listig raubt; deren accent germanique noch in den Ohren des nationalistischen Belauschers die deutsche Art dieser Kinder laut bezeugt — so weise sie der Meister des Stils verschweigt.

Es kommt immer noch genügend häufig Flaschenpost, aus dem kunstvoll abgesperrten Strassburg, zu uns den Rhein herunter, dass wir vollauf Bescheid wissen, was es mit dem Flehen der elsässischen Jugend zum Heiligen Geist, um die Gnadengabe des französischen Idioms, in Wahrheit für eine Bewandtnis hat. Es ist kein heiliger Geist, den anzurufen den Kindern des Elsasses

heute zuerst einfällt, wenn sie an die Massregeln denken, mit deren Hilfe ihrem Lande die neue Muttersprache beigebracht werden soll — soweit sind wir, trotz der sorgfältigen Absperrung des Elsasses von den übrigen rheinischen Landschaften, zuverlässig unterrichtet.

Man lese die jammervollen Klagen selbst der so gebundenen und zensurierten Öffentlichkeit im Elsass und in Deutsch-Lothringen, etwa:

Elsässer Kurier vom 8. Dezember 1920: „Vom grossen Jammer unserer elsässischen Schulkinder."

Der Aufsatz spricht mit erschütternden Zeugnissen von dem „Werk der Unkultur, das an den elsässischen Kindern verübt wird" und das diesen „jede Möglichkeit geistiger Auffassung genommen hat".

Freie Presse 22. III. 1921: „Altes Lied, altes Leid."

„Mit Bedauern sieht man, dass Leute mit der Bedeutung eines Ernest Lavisse ihren wissenschaftlichen Ruhm aufs Spiel setzen durch die haltlose Behauptung, dass der elsässische Dialekt und das Schriftdeutsche in Wirklichkeit zwei verschiedene Sprachen seien (‚que le Dialecte et l'Allemand sont deux langues en réalité différentes').

„Man lasse doch das, und versuche nicht wissenschaftlich zu beweisen, was nicht zu beweisen ist. Es wäre viel ehrlicher und vor allem viel gescheiter, zu sagen: ‚Wir wissen genau, dass der elsässische Dialekt deutscher Sprachstamm ist; wir wollen aber aus dem Elsass auch in sprachlicher Hinsicht ein französisches Land machen und müssen zu diesem Zwecke das Deutsche möglichst restlos aus der elsässischen Schule verbannen.'

„Das wäre klar. Alles andere ist Hypokrisie oder Unwissenheit."

Elsässer Kurier, 27. I. 1921: „Unsere keltische Muttersprache."

Ein Aufsatz voll schneidenden Hohnes über die Versuche der französischen Wissenschaft, die Sprache der Elsässer „einen keltischen Dialekt" zu nennen, „das Idiom der alten keltischen Ureinwohner des Elsasses," — und daraus das Recht zu entnehmen, die Elsässer wie Bretonen zu behandeln.

Elsässer Kurier, 1. 2. 1921: „Das Vaterunser unsrer Kinder."

Mit dem Schluss: „So lehrt man unsere elsässischen Kinder im 20. Jahrhundert beten zu ihrem Herrn und Gott in einer Sprache, von der klarblickende Männer meinen, sie unterscheide sich in den Köpfen der Kinder nicht allzusehr von einem Dialekt aus Uniamwesi oder Unianjembe! Ist das nicht zum Weinen?"

Neue Welt, 1. 10. 1921: „Die Wunderkur."

Über „den engherzigen Geist, der hier in Elsass-Lothringen

regiert." „Scheinbar ist es der Ausbund des Patriotismus, nur französisch zu können." Über die Vorschrift eines hohen Colmarer Verwaltungsbeamten: „Ein französischer Beamter soll sich den Anschein geben, kein Deutsch zu verstehen; wenn Madame nichts versteht, lassen Sie einen Dolmetscher rufen."

Lothringer Volkszeitung, 21. 9. 1921:

Prof. Menegoz, Elsässer, von der Sorbonne: „Man vergewaltigt nicht in der Weise eine Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen. Die Elsässer sind ein gebildetes, energisches und unabhängiges Volk. Sie werden sich das nicht gefallen lassen. Das lasse man sich gesagt sein." Revue Chrétienne.

Elsässer Kurier, 1. Juni 1921: „Unsere Volkssprache und die Volksschule."

„Wir vertreten, furchtlos und treu, den Interessen unseres Landes dienend, den Unterricht in der deutschen Sprache und die Pflege des Deutschen, der alten Volkssprache unseres Landes, weil unser Volk das Recht hat, seine altangestammte Sprache auch literarisch kennenzulernen."

„Wir stehen vor einem Rätsel, dass die französische Behörde fortgesetzt und immer wieder diese selbstverständliche elementare Rechtsforderung uns verweigert und alle Beschwerden, Proteste, schmerzlichen Bitten wie Luft behandelt. Im Lande der Volksrechte!

„Wir danken jedermann, der uns diesen Kampf durchfechten hilft, hinter dem wahrhaftig das elsässische Volk in seiner Gesamtheit steht. Wir schreiben über diese Frage nicht gern, weil wir Mühe haben, unsern Unmut und die Entrüstung im Zaum zu halten, die uns erfassen, wenn wir zu diskutieren haben über die Wirtschaft, die nun seit Jahr und Tag in unserer Volksschule getrieben wird, und die wir als ein frevles Spiel mit den Lebensinteressen unseres Volkes beurteilen und verurteilen."

Der accent germanique in diesen und hunderten anderen Zeugnissen ist in der Tat unüberhörbar. Und unüberhörbar die Mahnung an die Rheinländer: Hütet eure Kinder und Kindeskinder vor dem nämlichen Schicksal!

S. 45: „... politische Falschmünzerei."

„Trois civilisations se rencontrent sur le Rhin, la Française, la Rhénane, la Prussienne." (Maurice Barrès, Matin 19. 1. 1922.)

Das ist ein jüngstes Beispiel dieser unbedenklichen Falschmünzerei Barrès'. Es gibt keine rheinische Zivilisation, so wenig wie es eine preussische Zivilisation gibt; sondern es gibt eine deutsche Kultur, an der die rheinischen Landschaften, innerhalb

ihrer in sehr verschiedener Art und Weise übrigens, teilnehmen nach ihrer besonderen Weise, wie jede andere deutsche Landschaft auch. Die französische Kultur dagegen begegnet am Rhein nur als willkommener Gast oder als aufgedrungener Fremdling, denn an keiner Stelle, man kann es nicht oft genug wiederholen, berührt französisches Volkstum, französisches Sprachgebiet den Rheinstrom. Das Wort des Tacitus gilt auch heute und wird immer gelten: „ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt".

S. 45: „Barrès ... ein Sänger der Liebe."

„Wir Franzosen sind das Leben ... Herrlich ist unsere Macht, Sympathie zu erwecken. Warum sind die Deutschen verabscheut? Weil sie alles leugnen, was nicht sie selbst ist. Warum sind wir geliebt? Weil wir lieben. Am Morgen nach dem Frieden wird unser Genie, Sympathie zu erwecken, freier als jemals sich betätigen, angerufen von allen Völkern und kühner gemacht durch den Erfolg." (Maurice Barrès, La tâche de la France sur le Rhin. La Revue de Genève. Janvier 1922. Geschrieben am 20. April 1915.)

„Die Deutschen leugnen alles, was nicht sie selbst ist" — das ist der heutige psychologische Scharfblick eines Volkes, das einmal ein Volk von Psychologen war. „Herrlich ist unsere Macht, Sympathie zu erwecken" — man frage heute im Elsass und in den Rheinlanden — und nicht nur dort.

S. 45: „... geboren für die Lüge."

„Der Elsässer", bezeugt Lujo Brentano (Elsässer Erinnerungen, 1917) „wiederholt noch heute über den Lothringer den französischen Vers:

‚Lorrain, vilain,
Trahit Dieu et son prochain'."

S. 46: „Ungeistige und feige Feindseligkeit ..."

„Es ist klar, dass gewisse französische Arbeiter, indem sie den Marxismus übernahmen, gewisse Musikliebhaber, indem sie sich den Wagnerischen Träumen überliessen, andere Neugierige, indem sie den Delirien Nietzsches Beifall klatschten, die Sache Frankreichs verraten haben. Sie haben ihrem Vaterlande nicht gedient. Man musste voraussehen, dass sie ein Milieu vorbereiteten, wo man leichter erscheinen sehen würde .. ‚Unsern Gott', den Mephisto von Jenseits des Rheins, Satan, der heraufsteigt mit seinen barbarischen Bataillonen und ruft: ‚Du hast mir deine

Seele gegeben. Jetzt komme ich und nehme Besitz von dir.' Hatte er nicht recht?" (La tâche de la France sur le Rhin. Revue de Genève. Jan. 1922.)

S. 46: „... gewisse Leitartikel des ,Echo de Paris'."

I

„Faut-il apprendre l'Allemand?

N'y a-t-il pas des barrières à élever contre le germanisme dans le monde de la pensee? C'est au point de vue de la civilisation une question capitale.

Un vieux proverbe dit: „D'un homme qui vaut mieux que moi j'attends volontiers des pensées supérieures, mais d'un homme qui vaut moins que moi?" Il s'agit de savoir si un apport venu d'Allemagne doit faire partie à quelque degré de la vie spirituelle d'un „honnête homme" moderne, et si cet „honnête homme" peut désormais, sans s'intoxiquer de subtils poisons, prendre quelque nourriture dans une substance allemande.

Wagner et Nietzsche ensuite ont suscité en nous les mêmes hésitations, quand ils nous attiraient et nous empoisonnaient. Ces grandes œuvres doivent subir un examen, une revision, être inondées de lumière dans toutes leurs parties, afin que ce qu'elles contiennent en suspens de Suspect soit sinon dénoncé, du moins signalé à de jeunes intelligences avides d'admirer. Je crois que la nécessité de poser des limites au germanisme littéraire est maintenant admise par tous." (Maurice Barrès. L'Echo de Paris, 11. Oct. 1920.)

II

Quelles barrières faut-il élever contre la pensée germanique?

„Oui, des barrières contre le germanisme dans le monde de la pensée. Le problème est à examiner ...

Quand la littérature allemande s'est détournée, de propos délibéré, des mythologies méditerranéennes pour retrouver les dieux du Walhalla, n'abdiquait-elle pas une partie de l'éducation antérieurement faite par le monde après la Renaissance? Ces dieux de violence et de passion déréglée qui contredisent totalement le classicisme et le christianisme, n'avons-nous pas (à la lueur des incendies de Gerbéviller, de Reims et d'un tiers de la France) des objections à leur opposer?

Autre source indiscutable du prestige allemand: le lied, soit populaire, soit artificiel, recevant de sa musicalité la meilleure part de son pouvoir, plongeant dans l'instinctif du rythme, dans

l'obsession du refrain et dans des éléments plus sonores que rationnels. N'y a-t-il pas, en dépit de son attirance, quelque danger dans cette séduction du lied? N'envahit-il pas notre sensibilité sans bénéfice pour le meilleur de notre être?

Contre ce danger il faut nous prémunir. Il ne faut plus accepter l'Allemagne en bloc. Il faut discréditer tout ce qui, chez elle, est générateur de Bochie.“ (Maurice Barrès. L'Echo de Paris, 18. Oct. 1920.)

III

„La surveillance de la pensée allemande.“

„Attention, messieurs les critiques et professeurs. Nietzsche écrit l'Apocalypse du Grand Etat-major et Wagner la messe en musique, l'Hosannah des armées de 1870 . .

Les gens de goût doivent placer sous leur regard avec une extrême attention les Gœthe, les Kant, les Hegel, les Wagner, les Bismarck, les Nietzsche, mais non pas nous mettre dans la peau de celui que nous examinons, ou bien, si nous le faisons, que ce soit momentané et toujours pour finir par les juger, vigoureusement. Il faut aller en eux pour les percer, les dégonfler, exercer souverainement notre puissance de pénétration. Lucidité, don royal de la France au monde! Soyons lucides et qu'ils nous soient translucides, ces épais géants de la Teutonie. Assainissons à force de lumière leurs dangereux prestiges.“ (Maurice Barrès, de l'Académie francaise. L'Echo de Paris, 1. Nov. 1920.)

S. 46f.: „Die Strassburger Studenten . . .“

„Die Studentenschaft der Strassburger Universität stellt mit Bedauern fest, dass die akademischen und Zivil-Behörden sie in allen sie betreffenden Fragen unberücksichtigt lassen . . . Sowohl bei den Feierlichkeiten des 11. Novembers als bei den Kundgebungen zu Ehren von Maurice Barrès hat man sie ohne weiteres ignoriert. Der Vorstand der allgemeinen Studentenschaft . . . der allein berufen ist, die Studentenschaft offiziell zu vertreten, erhebt öffentlich gegen dieses Verfahren Einspruch.“ Freie Presse, Strassburg, 23. Nov. 1920.

S. 47: „En marge de Maurice Barrès.“

Freie Presse, Strassburg, 23. Nov. 1920: Vergleiche dazu den Abdruck dieses Protestes bei Curtius, „Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus“. 1921. Anmerkungen. E. S. 246. „Barrès und das Elsass.“ Dort halten die Strassburger Studenten Barrès auch die Unehrlichkeit seines

vorgetäuschten Kriegsfreiwilligentums vor, sein öffentliches „Je vais m'engager" — um sich darauf nach Bordeaux zu begeben.

S. 48: „. . . zurückgeben an Frankreich, was Gott ihm gegeben, das linke Rheinufer."

Carnots Tagesbefehl bei der Eroberung von Mainz, 14. Febr. 1793: „Jede politische Massregel ist berechtigt, wenn sie durch das Heil des Staates befohlen wird . . . Die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs sind der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Die Teile, die davon losgelöst wurden, sind es nur durch Usurpation; es wäre keine Ungerechtigkeit, sie zurückzunehmen, es wäre kein Ehrgeiz, die als Brüder anzuerkennen, die es einst waren, die Bande zu erneuern, die nur aus Ehrgeiz zerrissen wurden." Schulte a. a. O. Driault, La République et le Rhin 1. 77.

S. 48: „. . . Strassburg . . . germanisme der Bevölkerung . . . germanische Barbarei im Elsass (Monet)."

Mit welch unbedenklichen Mitteln heute auch die Geschichte der Universität Strassburg bis zur französischen Revolution zu der Geschichte einer französischen Universität umgefälscht werden soll, im Widerspruch zu den klaren Tatsachen der rheinischen Kulturgeschichte, weist ein Alt-Elsässer nach (G. Anrich, „Der Nationalcharakter der Strassburger Universität." Die Brücke. Febr. 22. Heidelberg). Der Elsässische Professor bespricht dort die Rede, die Herr Poincaré bei Gelegenheit der Einweihung der neuen französischen Universität in Strassburg gehalten hat; er vergleicht, als Altelsässer, die Ausführungen Poincarés mit den quellenmässig zu belegenden Tatsachen:

„Beginnen wir mit dem über die alte Strassburger Universität, der die Revolutionszeit ein Ende bereitete, gefällten Urteil. „Als 1681", heisst es, „Strassburg französisch wurde, passte sich die Universität . . . ohne Anstrengung und Hintergedanken dem Geist und den Sitten des neuen Vaterlandes an . . . Deutschland kann denn auch nichts in dieser Zeit Ihrer Geschichte sein eigen nennen, und wenn es gierig danach gestrebt hat, die elsässischen Professoren, die zur Zeit Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. Ihre Universität zierten, die Koch, Hermann, Silberrad, Schiller (verdruckt für Schilter!) als die Seinen anzusehen, so hat es die Wahrheit entstellt und in zynischer Weise rückwirkende Annexionen vorgenommen."

„Ein so entschiedenes Urteil scheint eine eindeutige Sachlage vorauszusetzen. Schade nur, dass vor 130 Jahren ein Mann von

ebenso entschiedenem französisch-nationalistischem Standpunkte, der durch die jakobinische Flutwelle zum Maire von Strassburg erhobene Savoyarde Monet, das genau entgegengesetzte Urteil fällte, als er 1794 im Gemeinderat seinen Antrag zur Annahme brachte, da die Universität „noch nicht nationalisiert sei und in einem französischen und freien Lande das Schauspiel der Servilität und des Germanismus biete, so müsste, um die „Hyder des Germanismus" zu zerstören, ihr Vermögen eingezogen werden.

„Doch hören wir die Universität selbst. In ihrem 1769 an den königlichen Prätor von Strassburg gerichteten offiziellen Memorandum erklärt sie folgendes: . . . „dass gedachte Universität sowohl in Ansehung ihrer eigenen Verfassung als auch sonderlich in Ansicht auf andere berühmte Universitäten in Teutschland als eine teutsche und protestantische muss angesehen werden. Weswegen denn auch die hiesige protestantische Universität mit den französischen Universitäten in keiner Gemeinschaft steht; es auch ferner als ein grosses politisches Versehen und eine . . . dem bisherigen Ruhm der hiesigen Universität wie auch dem bono publico höchst nachteilige Sache anzusehen wäre, wenn . . . die bisher beachtete Methode . . . nach dem Geschmack der französischen Universität sollte eingerichtet werden."

„Das ist doch wohl deutlich. In der Tat, so wenig es je vor 1789 ein Elsass als „alte französische Provinz" gegeben hat, von der Herr Poincaré so gefühlvoll zu sprechen weiss, vielmehr das Elsass als „fremde Provinz" — province effectivement étrangère — geführt worden ist, die als solche ausserhalb des französischen Staatsverbandes wie ausserhalb der französischen Zollgrenze gelegen war, so wenig hat es je eine Universität Strassburg gegeben, die sich dem Geist des neuen Vaterlandes organisch angepasst hätte. Der alten Strassburger Hochschule, die, eine Schöpfung der Reformationszeit, 1621 aus einer Akademie zu einer Universität erhoben worden war, war in der Kapitulation von 1681 ihr Weiterbestand in bisheriger Weise ausdrücklich gewährleistet worden. So bedeutet das Jahr 1681 für sie überhaupt keinen Einschnitt; sie bleibt nach wie vor in Verfassung, Organisation und Unterrichtsprogramm eine deutsche Universität, ohne jede Verbindung mit der neuen Regierung und ohne die geringste Hilfe von ihrer Seite.

„Und eine deutsche Hochschule ist sie auch noch in ihrer letzten Glanzzeit, dem halben Jahrhundert vor der Revolution. Werden ihre öffentlichen Vorlesungen immer noch in lateinischer

Sprache gehalten, so ist für Verhandlungen, Protokollführung, private Vorlesungen und Übungen überall die deutsche Sprache im Gebrauch. Steht die Strassburger Hochschule mit den französischen Universitäten in gar keiner Verbindung, so pflegt sie dagegen den Verkehr mit den Schwesteranstalten in Deutschland, am eifrigsten mit der damals ersten Hochschule, der Göttinger Georgia Augusta. Wie Göttingen, so hatte auch Strassburg bedeutende Vertreter des Staatsrechts. Und dies gerade als deutsche Universität; denn keine französische Hochschule hatte damals einen Lehrstuhl für Staatsrecht, so dass die französischen Adligen, die sich der diplomatischen Laufbahn widmen wollten, nach Strassburg kamen, um bei Schöpflin und Koch Staatsrecht zu hören.

„Vier Namen von elsässischen Professoren dieser Periode hat Herr Poincaré besonders hervorgehoben. Dabei ist ihm das Missgeschick widerfahren, dass der vierte, Schilter (1632—1705), nicht Elsässer, sondern Sachse war, und dass die Bedeutung dieses grossen Juristen und Antiquars darin liegt, dass er deutsches Recht und deutsche Altertümer bahnbrechend bearbeitet und in seinem ‚Thesaurus antiquitatum Teutonicarum' Jakob Grimm das Material für seinen Bau bereitete."

S. 48f.: „Das Neue Elsass, der Rest des linken Rheinufers."

Moltke, Die Westliche Grenzfrage. 1841. „Die jüngere Generation wird in Frankreich in dem Glauben erzogen, sie habe ein heiliges Recht auf den Rhein, und die Mission, ihn bei der ersten Gelegenheit zur Grenze Frankreichs zu machen . . .

Wir glauben in den vorhergehenden geschichtlichen Erörterungen zur Genüge gezeigt zu haben, dass Frankreich nicht den geringsten rechtlichen Anspruch auf die Rheingrenze hat. Aber wir wissen auch sehr wohl, dass alles, was man den Franzosen darüber sagt, in den Wind geredet ist. Sie wollen nicht hören. Je klarer alle Zeugnisse der Geschichte und Natur und alle Gründe der Vernunft und Moral gegen sie sprechen, um so weniger wollen sie hören . . .

Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbar nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klar zu machen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewusstsein zu bringen. Nur wir haben von Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum . . . Geht man vom historischen Recht

aus, so ist alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen ... Geht man vom nationalen Standpunkt aus, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flussgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen ... Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmässigen Besitz Lothringens und des Elsasses geheiligt, aber dieselben Verträge schliessen Frankreich von jedem Anspruch auf die übrigen Teile des linken Rheinufers aus."

S. 49: „... der Verzweiflungskampf des ganzen linksrheinischen Deutschtums ... verewigt, das elsässische Problem vervielfältigt ..."

Görres im „Rheinischen Merkur": „Auch die Länder diesseits (links) des Rheines haben seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte dem deutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Deutschland trieb, wurden sie erobert ... Jahrelang dauerte der Widerstand der Eingeborenen gegen die ausländische Macht; als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich bestimmten, fügten sie sich dem Unabwendbaren ... aber ihr Herz blieb bei ihrer Nation, und sie hörten nicht auf, Deutsche zu sein ...

Alle sogenannten Reunionen, wo ein fremdes Volk ein Land mit Mann und Maus verschlingt und das Fremdartigste sich anzueignen strebt, sind an sich nichtig und dauern vor dem Recht nur so lange als die Gewalt, die sie erzwungen hat.

Das aber eben ist unser Fall; wir sind seit undenklichen Zeiten ein deutsches Volk gewesen ... da wir also Glieder des Stammes sind, ja wie wir von uns aussagen können, seinen innersten Lebensteilen angehören, so konnte der Stamm uns nicht entsagen, ohne seine eigene Idee aufzugeben ... Der gallische Stamm hatte keinen Rechtsanspruch auf uns zu machen; wenn er ein sogenanntes Recht der Eroberung sich erworben, wir haben noch ein weit älteres aufzuweisen, da von hier aus einst der fränkische Stamm Gallien eroberte und der Mittelpunkt seiner Herrschaft in unsern Ländern war ... Darum war die Vereinigung dieser Länder ein Gewaltstreich, obgleich ein scheinbar freier Vertrag ihr vorangegangen; denn dieser Vertrag war nichtig, unsere Unterwerfung war erzwungen ... wenige Worte eines

Friedensinstrumentes mögen nicht trennen, was die Natur seit Jahrtausenden . . . gefügt. Das Schwert hat man zwischen uns gelegt . . . Könnte das Schwert auf Erden ein bleibend Recht erwerben, schon Babylon wäre nicht gefallen . . . aber so hat Gewalt die Gewalt von jeher abgetrieben, und es ist die ärgste aller Gewaltsamkeiten, ein Volk zu einem unnatürlichen Frieden zu nötigen. Ein solcher Friede ist nicht, wie man gemeiniglich zu glauben pflegt, das Ende eines Krieges; vielmehr ganz eigentlich der Anfang eines neuen . . . So hat auch bei uns die Reunion keineswegs den mit der eingedrungenen Macht früher begonnenen Streit geendet; die allgemeine Gärung in den Gemütern hat keinen Augenblick aufgehört; schon die fremde Sprache, die immerfort unser Ohr umsummt, war uns verhasst; wir haben keinen Berührungspunkt gefunden, in dem wir uns mit diesem Volke hätten vertragen und verständigen mögen; es ist ewig uns fremd geblieben, und alle seine Institutionen und all sein Treiben war unsrer Natur zuwider, und wir fanden uns in fortdauernden Widerspruch damit versetzt. Vierzehn Jahre hat dieser geheime, erstickte innere Krieg gedauert . . ."

S. 49: „Europa jeder Aussicht auf Ruhe und Entbalkanisierung beraubt."

„. . . Wenn wir sehen, wie wir jetzt ein balkanisiertes Mitteleuropa haben, wie Asien und der Orient tief in Europa hineinragen, statt dass Europa nach Asien und in den Orient vorgetragen worden wäre, dann hat das seinen letzten Grund in der französischen Rheinpolitik . . . Ein Elsässer sagte uns aus der Erfahrung seiner Heimat: ‚Europa wird nicht eher Ruhe haben, als bis Deutschland seine Ruhe vor Frankreich hat, und diese Ruhe wird nicht eher sichergestellt sein, als bis die Kette, die schon heute mit Belgien an die Nordsee und mit der Schweiz an die Alpen befestigt ist, sich über das Elsass, über Lothringen, über Luxemburg schliesst, und so eine Barre von selbständigen Staaten zwischen Frankreich und Deutschland gelegt wird.' Unser elsässischer Landsmann sagte dies von seinem autonomistischen Standpunkte aus, den die Elsässer heute zu neunzig vom Hundert haben, und er fügte hinzu: ‚Wohin wir Elsässer dann fallen werden, aus Gründen der Sprache, der Wirtschaft und sonstiger Zugehörigkeit, das soll unsre Sorge sein.' Aber nicht der elsässische Sonderstandpunkt kommt hier in Betracht, sondern die weltgeschichtliche Lage . . . Es muss ein Ende dieses Schreckens gefunden werden, wenn die Rheinlande, wenn Deutschland, nein,

ganz Europa nicht an Frankreich zugrunde gehen soll." Wilhelm Büderich, Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 49: „. . . jamais l'homme ne change."

„Diese Unfähigkeit, sich zu ändern, ist schliesslich das, was von der ‚ewigen France' übrigbleibt, die Barrès verkündet . . . Welche neuen Ideen könnte dieses alte „ewige Frankreich" wohl noch bringen? Seine Geschichte ist heute militaristisch erschöpft. Sie reicht nicht in kommende Welten, die Frankreich mitformen könnte. Nicht grundlos ist es heute der einzige reaktionäre Staat, während vor den revolutionären Völkern der Osten sich öffnet, räumlich und geistig. Die Franzosen in ihrer Scheinstellung und Zwangslage, in die sie sich durch den Vertrag von Versailles bringen liessen, haben heute keinen Weltgedanken mehr, mit dem sie ein Land, geschweige denn den Erdkreis erobern könnten." Wilhelm Büderich, Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 49: „Toujours ou victime, ou bourreau!"

Heinrich Mann, Kaiserreich und Republik, Mai 1919. „Nun hält der Fluch des Sieges die Sieger gefangen, und alle ihre flehentlichen Versuche, ihm zu entrinnen, sollen vergeblich gewesen sein. Sie wussten schon von dem Gesetz der Gerechtigkeit; ihre Staatsmänner wollten keineswegs alle . . als Henker des Besiegten gegen sich selbst wüten — und müssen es dennoch. Jedes der siegenden Länder hat grosse Volksteile, vielleicht eine Mehrheit, die verwirft, was an Deutschland geschieht; aber es geschieht. So erniedrigt der Sieg, immer und unausweichlich. Auch Wissende, Gesittete verfallen seinem Fluch. 1871 wiederholt sich verkehrt." (Das ist sehr milde, sehr deutsch ausgedrückt. „Der Frankfurter Friede war menschlich im Vergleich zu dem von Versailles", urteilt mit ganz Europa Francesco Nitti: „Das friedlose Europa" 1921). „Die Grausamkeit und Begehrlichkeit, die sie solange bei Deutschland verachteten und hassten, jetzt wird sie ihnen . . auferlegt von ihrem eigenen Elend, ihrer Eifersucht untereinander, ihrer Furcht vor der Rache des Besiegten, ihren wiedererwachten alten Trieben."

S. 50: „Nationalisten wie Barrès stärken die deutsche nationalistische Bewegung . . ."

„Du hast die Vorlesungen des Herrn Barrès gelesen, nicht wahr? Sage mir, müsste die deutsche Regierung ihn nicht dringend bitten, so fortzufahren? . . Ohne Übertreibungen: es wird dahin kommen, dass wir Rheinländer durch die Franzosen selbst auf die

Höhe eines entschiedenen Nationalismus geführt werden, den wir in so scharfer Prägung aus Gründen einer sehr rheinischen Skepsis, die in allen Dingen ein Ja und ein Nein verborgen sieht, früher niemals erreicht hätten. Und wir werden — folgend der geistigen Tendenz unserer Zeit, die nach Osten und nicht nach Westen schaut — uns auch vom Letzten wenden, was uns bislang an Gütern des Westens noch wertvoll dünkte. Geistige Fäden sind ein fein Gespinst, und wer sie spinnen will, muss guten Willens sein und reine Hände haben. Da beides fehlt, ekelt uns der Hände wie der Gabe, die sie reichen." (Deutsche Rundschau, Febr. 1922: Vom Grenz- und Auslandsdeutschtum. Rheinische Briefe von K. A. S. an einen welschschweizerischen Studiengenossen H. B.-H. in Lausanne.)

S. 50: „... grade in den Rheinlanden zu allererst."

„... Das Ende des Frankophilentums geht von den Rheinlanden aus. Hier vollzieht sich diese Wende, die der französischen Weltgeltung allmählich die geistige Voraussetzung nimmt. Und in demselben Augenblicke, da rings in der Welt das Frankophilentum stirbt, erwarten die Franzosen von uns Rheinländern, dass wir uns als Franzosenfreunde bekennen?" Wilhelm Büderich, Wir im Westen. 1922. a. a. O.

S. 50: „... Der deutsche Nationalismus eine Schöpfung Frankreichs ..."

Graf Hermann Keyserling, „Um Frankreich." Neue Züricher Zeitung, 13. März 1921: „Die französische Besetzung hat genau die gleichen Folgen gehabt wie die deutsche in Russland: das Nationalgefühl der Okkupierten hat sich gefestigt. Dank Frankreich darf Bismarcks Schöpfung, von der Weite des Gebietes und der besonderen Staatsform abgesehen, als endgültig vollendet gelten."

S. 50: „Wo sind die Männer drüben?"

Ernst Robert Curtius, Deutsch-Französische Kulturprobleme. Der Neue Merkur, Juni 1921: „... Es ist nicht unsere Sache, uns hierum zu bemühen, das geistige Frankreich selbst muss den Anfang machen. Erst wenn es durch seine berufenen Führer — und nicht durch den oder jenen Outsider, den nur ein kleines Literatengrüppchen für einen grossen Mann hält — zu erkennen gibt, dass es eine neue Haltung gegenüber dem deutschen Geist sucht; erst wenn es wieder selbstverständlich geworden ist, dass man uns entgegenkommt auf dem Boden völliger moralischer

Gleichberechtigung, erst wenn man Deutschland wieder zu hören wünscht als unentbehrliches und unersetzliches Glied der europäischen Lebensgemeinschaft: erst dann können wir eine Hoffnung für die Wiederherstellung des geistigen Europa erblicken."

S. 50: „Möchten sie bald den Mut finden, da zu sein."

Bisher sind uns, inzwischen, keine Stimmen aus Frankreich zu Ohren gekommen, die sich dagegen verwahren, dass sich uns Rheinländern Herr Barrès als der repräsentative Typus des französischen Geisteswillens von heute in der denkbar feierlichsten und anspruchsvollsten Weise vorstellt. („J'ai confiance que mes paroles descendront le fleuve.") Im Gegenteil: wir begegnen leidenschaftlicher Verteidigung seiner „Mission" und entrüsteter Zurechtweisung derjenigen Deutschen, die es unternommen hatten, gegen die Entstellungen der rheinischen Wirklichkeit in der „geistigen" Rheinpolitik von Barrès Einspruch zu tun. Ein lehrreiches Beispiel solcher Polemik zugunsten von Barrès ist etwa der Aufsatz von Pierre Waline in der Revue hebdomadaire vom 18. März 1922: „La campagne allemande contre M. Barrès et le nationalisme français."

Dieser Aufsatz macht es sich zur doppelten Aufgabe, Barrès in einen Verkünder der Völkerversöhnung umzumodellieren, und zugleich seine deutschen Kritiker als wütende und einsichtslose Nationalisten ihrem Publikum vorzustellen — das zweifellos einen heftigen Abscheu vor jeder Art nationalistischer Verblendung empfindet.

Dem Verfasser des Westmark-Aufsatzes über Barrès' „Génie du Rhin" wird hier schlechthin „Frankophobie" vorgeworfen, seine Abwehrkritik als „fantasies d'un professeur exalté" abgetan. Von dem Niveau dieser Verteidigung der Barrèsschen Rheinpolitik geben wenige Sätze eine Vorstellung:

„Fidèle aux sains préceptes de la science allemande, il a exploré, la loupe à la main, les moindres recoins du monument élevé par M. Barrès en l'honneur (!) du pays rhénan et en souvenir de sa collaboration séculaire (!) avec la France. Tout fier d'avoir trouvé quelques pierres au grain douteux, M. Bertram consacre vingt-sept grandes pages à en dresser la liste."

(Es wäre gewiss ein Leichtes gewesen, 27 Seiten mit den Irrtümern und Falschdeutungen Barrès' zu füllen; dass aber der fragliche Aufsatz nichts als eine Aufzählung dieser Einzelheiten enthalten habe, ist eine Unterstellung, die durch ihre Zweckmässigkeit nicht wahrheitsgemässer wird.)

„Quelle que soit la valeur de ces critiques de détail, elles lais-

sent d'ailleurs intacte (!) la construction d'ensemble qui constitue la charpente du Génie du Rhin . . .“

„Ces fantaisies d'un professeur exalté seraient négligeables si elles ne revenaient chaque jour dans la presse allemande, et particulièrement dans les feuilles du ‚Centre‘ rhénan . . .“ Die Exaltation scheint demnach ein allgemeines Kennzeichen der rheinischen öffentlichen Meinung geworden zu sein, und der scharfsichtige Kritiker entdeckt sogar den Grund, indem er fortfährt: „stimulées peût-être par la crainte de paraître frankophiles.“ Exaltiert franzosenfeindlich aus heimlicher Franzosenliebe — ein glänzendes Beispiel für die französische Psychologie par ricochet. Viel Mühe um der guten Sache willen! „Les plans machiavéliques que nous prêtent nos voisins sont parfois un peu simplistes . . .“, was nicht hindert, dass wir sie allenthalben im besetzten Rheinland in Ausführung begriffen sehen. Beileibe nicht als Annexionsvorbereitung, sondern, mit den Worten von Barrès, als „irrésistible poussée de dilatation du cœur français. Ce cœur français bat si fort qu'il inonde toute la rive gauche d'une impulsion généreuse et facile.“ Génie du Rhin. I.

Und noch einmal:

„Il faut s'avancer jusqu'à Strasbourg pour acquérir une entrée de l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion, et une douce et couverte conduite.“ (Der Kardinal Richelieu im Jahre 1629.)

NACHWORT

Wir haben in Ergänzung unserer Antwort an Barrès all diese Zeugnisse für die Denkweise vergangener und gegenwärtiger rheinischer Generationen hier aneinander gereiht. Nicht, um uns selber einer Beistimmung vieler zu versichern. Sondern um unwiderleglich und unabstreitbar darzutun, dass wir hier keine vereinzelte und nur persönliche Antwort-Meinung zu der von Barrès uns gestellten Frage geben, sondern dass wir hier ein durchaus überpersönliches Empfinden des Rheinlandes, des heutigen wie des geschichtlichen, gegenüber Frankreichs Werbungen vertreten und ausdrücken. Der französische Versuch, diese Meinung als „exaltiert frankophob" zu kennzeichnen, muss an den urkundlichen Zeugnissen scheitern, von denen so viele sich weit entschiedener aussprechen, als wir es getan haben und zu tun wünschen könnten. Alle Bemühungen, unsere Antwort als „unrheinisch" zu entkräften, werden daher hinfällig sein.

Wir sind trotzdem gewiss und völlig darauf gefasst, dass Barrès' fingerfertige Gewährsmänner, sollten sie unvorsichtig genug sein, von dieser Schrift Kenntnis zu nehmen, uns ihrem Meister als Sendlinge und Söldlinge Preussens aus den forêts insondables de la Germanie primitive und den brumes „de la Baltique" (was wir uns nicht zu übersetzen getrauen; Génie du Rhin S. 50) denunzieren werden. Dem wünschen wir zuvorzukommen. Nicht als ob wir es, mit Herrn Barrès, als eine Schande betrachteten, engere Landsleute von Kant oder Herder, Kopernikus oder Schopenhauer, Jakob Böhme oder Lessing, Kleist oder E. T. H. Hoffmann zu sein. Aber Barrès, als Anwalt des „Regionalismus" und Rheinländer aus eigenen

Gnaden (vermittelst der „zarten Windungen der Mosel" „Les déracinés") wendet sich im Génie du Rhin ja ausdrücklich nur an uns Rheinländer. Möge er also die tiefe Beruhigung haben, zu wissen, dass jeder Versuch, uns als Emissäre des Preussentums und seines „gierigen und brutalen Willens zur Kolonisation" der Rheinlande hinzustellen, so aussichtslos sein würde wie seine Kulturpropaganda. Barrès, der in seinem „Génie" so manchem unsrer rheinischen Landsleute das Recht abspricht, über rheinische Dinge mitzureden, weiss sich viel mit seinem Lothringertum, das ihm am Rhein Bürgerrecht gebe (vermöge einer Logik, gewundener und zarter als die Mosel); dürfen wir ihm deutlich machen, dass wir, unsrerseits, am Rhein legitimer zuhause sind, als er in Lothringen (geschweige denn in seinem künstlichen „lotharingischen Rheinland"), er, der Auvergnate von reinstem innerfranzösischen, keltischen Geblüt, dessen Grossvater erst, der napoleonische Soldat, sich nach manchen Fahrten in dem französischen Moselstädtchen niederliess, das Barrès' Geburtsort wurde (Curtius, a. a. O.)? Dürfen wir ihm erklären, dass unsre Vorfahren, urkundlicherweise, weit länger auf eigenem rheinischen Grund und Boden gelebt haben, am Hang von Hügeln, die auf den Dom von Köln, auf die Sieben Berge und die Vulkane der Eifel blicken, weit länger und früher, als das Elsass, geschweige denn Lothringen, bei Frankreich ist, oder als die Hohenzollern irgendein Fussbreit Besitzes in den Rheinlanden hatten? Dürfen wir ihm sagen, dass Männer unsres rheinischen Namens als Bürger und Geistliche in Köln und um Köln sassen, mehr als hundert Jahre, bevor der Grundstein zum neuen gotischen Dom von Köln gelegt ward? Dass also jede Hoffnung, uns das erbliche und blutmässige Recht auf die Verteidigung der rheinischen Heimat bestreiten zu können, so eitel ist wie der ganze Versuch des Génie du Rhin — oder wie die Bemühung von Barrès, sich, seinerseits, als Sohn irgendeines imaginären Zwischenreiches La Rhénanie auszugeben?

Sind wir also auch nicht „Preussen" im Sinne von Maurice

Barrès, nicht zivilisationshungrige Barbaren „aus den verworrenen Wäldern des brutalsten Germanien", so sind wir darum doch nicht Deutsche geringeren Karats, wie das Barrès von den Rheinländern so herzlich wünscht — und so herzhaft behauptet. Dass wir es nicht sind, davon wird sich Herr Barrès aus den von uns beigebrachten Zeugnissen überzeugen können. Sind wir deshalb schon exaltierte Nationalisten, wie die französischen Verteidiger Barrès' uns vorwerfen? Aber der Nationalismus, erstens, erscheint uns wie allen besten und wesentlichen Deutschen als eine Form der Verwesung des Europa von gestern — nichts könnte uns in dieser Meinung mehr bestärken als Erscheinungen wie Maurice Barrès. Und zweitens ist, heute wie von je, der Nationalismus uns eine tief undeutsche, tief gegendeutsche Haltung — wir haben davon selbst während des Krieges Zeugnis genug abgelegt; echt war der Nationalismus bei uns immer nur in der Form der äussersten Notwehr. Alle unsere echten Vaterlandsgedichte sind ein lautes „Aus tiefer Not", und keines von ihnen kennt ein „Le jour de la gloire est arrivé." Uns sind keine „Bastionen des Westens" bekannt wie die Hetzromane der Bastions de l'Est, wie die Propagandafälschungen des Génie du Rhin (von Ärgerem zu schweigen das uns seit sieben Jahren immer wieder zu Gesicht kommt) Unsre Wälle des Westens heissen uns Erwin von Steinbach Krypte von Speyer, Beethoven; heissen Meister Gottfried oder Görres, oder George.

Sind wir im mindesten exaltiert chauvinistisch gestimmt? Teilen wir das billige Vergnügen über die Eindrücke gewisser angelsächsischer Reisender auf dem Kontinent: „Der Nigger beginnt in Calais" — Äusserungen, wie sie (dies ist die harmloseste) im Rheinland heute volkstümlich geworden sind? Aber welche Genugtuung könnten wir empfinden angesichts der geistigen Erstarrung und Selbst-Afrikanisierung eines Volkes, das von uns selber, von uns, den rheinischen Franken, seinen Namen und sein hellstes Blut zu Lehen trägt, eines Volkes, dem wir von der gotischen Baukunst

und Skulptur an bis zur Malerei des 19. Jahrhunderts, bis zu Flaubert („Au fond, je suis Allemand"), Baudelaire, Verlaine so viel geistige und künstlerische Erlebnisse zu danken haben?

Darf man uns Frankophobie vorwerfen, weil wir darauf bestehen, aus unserer rheinischen Heimat kein neues elsässisches Zwischenland zu machen? Weil wir darauf hinweisen, dass seit Tacitus' Zeit die Rheinufer unzweifelhaft von deutschen Menschen bewohnt sind? Weil wir uns wehren, wo man unser Wesen angreift?

(„Barrès hört auf Vorposten zu sein und überschreitet die Grenze. Er sucht nicht mehr nur Lothringen zu schützen, sondern auch Frankreich zu propagieren." L'Opinion. 7. 1. 1922. S. S. 72.)

Frankophobie? Man zeige uns den Franzosen, den Lothringer, der während des Krieges mit der Achtung vom deutschen Volkstum gesprochen hat, wie man in Deutschland selbst in den ersten leidenschaftlichsten Monaten des Krieges von Frankreich gesprochen hat. (Wir dürfen auf das Zeugnis gerade einer in Bonn im Dezember 1914 gehaltenen Rede verweisen: „Wie deuten wir uns?" Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, Jahrgang 1915. Nr. 1.) Vielleicht zeigten wir uns damals blind für die böseren Möglichkeiten des französischen Volkstums, trotz unserer Kenntnis der rheinischen Geschichte — das abschiednehmend trauervolle „nicht einmal in Frankreich" zeigt zum mindesten eine heute fast ergreifende Unfähigkeit, der französischen Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Vielleicht dichteten wir, wie es oft rheinische Art war, Frankreich über sich hinaus zu Ende.

Aber waren und sind wir so blind, wie man von uns behauptet, für die tieferen Notwendigkeiten eines französischen Nationalismus? Erkennen wir nicht das Anrecht des französischen Volkes auf eine Form des Nationalismus an, wie wir sie unserem eigenen Volke versagen würden?

Die elementare Gier Frankreichs nach Einverleibung

deutschen Bodens und deutschen Volkstums (man vergleiche abermals die geschichtliche Angriffswanderung der französischen Ostgrenze) hat für uns einen echteren Grund, als den der blossen gallischen Raubsucht, wie ihn unsere Patrioten der Abwehr gern annehmen. Wir müssen darin — angesichts der immer wieder betonten Friedensliebe und Gerechtigkeitsfreundschaft des Ewigen Frankreich — wohl oder übel den Instinkt eines Volkes sehen, das sich aus sich selber geistig und blutmässig nicht erneuerbar fühlt und das unstillbar den Quellen seiner Erneuerung zustrebt, die es einst durch Mischung geschaffen und ihm seinen Namen gegeben haben. Den unbeirrbaren Instinkt eines Volkes, das in der Erneuerung durch deutsches Blut und Gebiet eine Lebensfrage, die Lebensfrage seiner Zukunft sieht (dem entspricht ja auch die Bedeutung, die das elsässische Element in Frankreich immer gehabt hat, ausser in der höchsten Sphäre der Kunst und der spracherneuernden Dichtung, wo das eingeborene Volkstum entscheidet und wo Menschen mit aufgenötigter Muttersprache fremden Blutes stumm werden, wie das Elsass in diesem höchsten Sinne stumm geworden ist, seit es „französisch" wurde). Es liegt in diesem Instinktstreben des französischen Volkes nichts, was uns beleidigen könnte. Wir fühlen, wie berechtigt es ist, und wir ehren in dem Streben Frankreichs nach der Rheingrenze demgemäss den Lebenswillen eines grossen Volkes der europäischen Vergangenheit, sich durch deutsche Bluteinflössung, durch Verpflanzung deutscher Landschaften in den Leib des französischen Landes der europäischen Zukunft noch zu erhalten.

Aber mehr können wir für Frankreich nicht tun. Das Recht auf Abwehr solcher Selbstheilungsversuche auf Kosten *unseres* Daseins wird man uns zubilligen müssen. Wir müssen es ablehnen, als Ferment und Heilmittel für Frankreichs greisen biologischen Organismus zu dienen, nach dem traurigen Vorbild des Elsasses. Wenn das Elsässertum sich heute, gezwungen und unbefragt um *seinen* Willen, mit dieser Aufgabe innerhalb seines zweiten Mutterlandes be-

scheidet, so ist das seine Sache. Ein elsässischer Betrachter, der die geistige, künstlerische, religiöse Fruchtbarkeit seiner Heimat in ihrer altdeutschen Zeit (bis 1648 oder 1681) vergleicht mit der späteren Leistung seines Volksstammes, wird über die Folgen einer solchen Transplantation in fremdes Volkstum ja nicht im Unklaren sein. Wir unsererseits, im Restland des rheinischen Volkstums, sind entschlossen, uns das Anrecht auf unsere eigene Zukunft zu erhalten und uns um gar keinen Preis, weder heut noch später, das Schicksal des Elsasses bereiten zu lassen: in einem Geist und in einer Sprache denken, bilden, singen zu müssen, die nicht die unseres Blutes und unserer Ahnen sind, sondern die uns von Eroberern aufgezwungen, von Bürokraten übergeworfen, von Kulturpropagandisten aufgeschmeichelt worden sein würden. Wir gehören dem Deutschtum an, und jedem, jedem Versuch, uns auch nur zu einem Zwischengebiet „halb französisch, halb deutsch" umzufälschen (siehe die Kammerrede des Herrn Barrès vom 30. Aug. 1919), als Vorstufe zu elsässischem Schicksal, werden wir zu begegnen wissen.

Zu elsässischem Schicksal — denn darauf habt ihr es abgesehen, mit Augen sahen wir es in der Pfalz (vom Saargebiet zu schweigen, dessen Loslösung durch eine „Abstimmung" im Rechtsstil von Versailles ihr so emsig vorbereitet). Die elsässische Frage, die ihr geschaffen habt im 17. Jahrhundert, ist 1918 nicht gelöst worden, das wissen wir alle. Aber ihre künftige und ehrliche Lösung ist heute und künftig allerdings durchaus Sache der Elsässer selbst; da Deutschland sie in 47jährigem Wiederbesitz dieses Landes nicht hat lösen können, hat es als politisches Gebilde das Anrecht auf jeden gewaltsamen Lösungsversuch verloren. Ob die französischen Atlanten künftig das Recht haben sollen, Elsass und das deutschredende Lothringen als französisches Sprachgebiet zu kennzeichnen — was sie niemals gewesen sind —, das ist eine Angelegenheit der Elsässer und Lothringer selber, die heute ja wissen, woran sie sind, und welche Illusionen sie — verloren haben.

Unsere Angelegenheit aber, der Rheinländer, ist, dafür zu sorgen, dass nicht eine neue elsässische Frage durch kulturpolitische Réunions geschaffen oder klug vorbereitet werde; schon sehen wir überall im besetzten Gebiet, an der Saar, in der Pfalz, in dem sichtlichen Versuch der künstlichen Verstrassburgung von Mainz, die unableugbaren Symptome dieser Politik (ihr Symbol etwa die in jedem Sinne zweideutige Revue Rhénane in Mainz). Und wir haben das volle Recht, mit dem grössten Ernste zu erklären:

Ihr müht euch umsonst. Wir wollen von euch nichts wissen, solange ihr in eurem heutigen Geiste als Geschenkträger und Gnadenbringer kommt. Nichts wissen von eurem ‚désir de coopération', nichts von eurer ‚erleuchteten und wohlwollenden Führung', nichts von eurem ‚rôle civilisateur', der eine lächerliche Anmassung ist gegenüber dem Deutschland von heute, nichts von eurer ‚généreuse influence', eurem ‚travail séculaire de fertilisation', euren ‚nouvelles floraisons franco-rhénanes', die einen neuen ‚printemps du Rhin' schmücken sollen. (Zitate von Barrès.)

Wir glauben an diesen „Frühling des Rheins", aber nicht ihr sollt ihn und werdet ihn bringen. Vor allem aber lasst unreine Sänger wie Barrès schweigen von der „grandeur morale de ma tâche", von den „belles lumières, traversant les milieux pangermanistes", von dem „éternel apostolat civilisateur de l'Occident sur le Rhin" (Génie du Rhin, Conclusion.) Hört auf, den Julius Cäsar zu spielen: sein Mantel ist euch zu weit; und eure Alexandriner in Barrès-Prosa sind miserables französisches Theater, verschlissen und lächerlich in der Luft des Rheins, die auch heute noch eine freie Luft ist.

Das Zeitalter der generösen Balkonrhetorik ist vorüber: mit dieser Tatsache wird sich das geistige Frankreich abzufinden haben. Die tiefe Verstörung des physischen und geistigen Europa, diese Lebensgefahr künftiger weisser Menschheit, ist mit pomphafter keltischer Mythologie und Akademiephrasen nicht mehr zu heilen. Die „Literatur" hat sich zu bescheiden: die Welt braucht andere Führer als schlechte

Imitationen Victor Hugos oder Châteaubriands. Die edelherzige Fiktion vollends von dem die germanischen Finsternisse durchstrahlenden Genius der erleuchteten und ritterlichen Nation ist schon heute das Gelächter der geistigen Welt — nicht nur Deutschlands: hierüber raten wir euch, ins Klare zu kommen, das ihr so sehr liebt. Wenn, wie wir sahen und mit Zeugnis belegen konnten, eure Schreiber heute noch Männer wie Barrès als „französischen Goethe" der eigenen Nation und der europäischen Welt vorstellen zu können glauben, so wird kein Paragraph von Versailles die Betrübnis eurer letzten Freunde, den Hohn eurer Bundesgenossen verhindern.

Aber diese Paragraphen eures Sieges legen euch, wie Herr Barrès uns unterrichtet, geistige „Verpflichtungen" (lies: Rechte) am Rhein auf?

Sei's. Nur: in der Sphäre, in der sich Barrès an uns zu wenden vorgibt, haben die Worte Sieger und Besiegte keine Geltung. Das geistige und seelische Rheinland ist als solches nicht „besiegt" (muss man einen Franzosen der revanche-Ideologie daran erinnern?), und in gar keiner Weise hat es den Diktaten oder auch nur den larvierten Wunschdrohungen eines offenen oder versteckten französischen Ausdehnungsdranges zu gehorchen.

Haben wir die Verpflichtung unterschrieben, uns, kraft eures „ewigen Apostolats", wieder einmal befreien zu lassen?

„Les Français de la Révolution et de l'Empire arrivèrent sur le Rhin en libérateurs ... La tâche que nous propose aujourd'hui le Rhin est analogue, mais non semblable, à celle que nos ancêtres y accomplirent." (Le Génie du Rhin.)

Wir kennen die „Freiheit", die uns der Westen wieder einmal zu bringen vorhat. Es ist die Freiheit eines rheinischen Liberia. Aber wir sind, wenn man unsere heutigen Zwangslandsleute auszunehmen gestatten will, keine Senegalesen, kein friedlich zu durchdringendes Marokko, kein unseliges Madagaskar oder Tongking. Unsere „Zivilisation" ist des Ursprungs wie die eure: des römischen. Unsere Bauten sind

so alt wie die euren. Unsere Sprache, deren Zusammenhang wir bewahrt haben über Cäsars Tage hinweg, ist älter als die eure, die ihr von dem ersten eurer Besieger zu Lehen nahmt, wie euren Namen von dem zweiten. Und auch die Denkmale unserer Sprache sind älter als die der euren. Wenn ihr, oder eure Meister, uns mit manchem Herrlichen oder Gefälligen beschenktet, — lag es denn nicht an euch, Gleichwertiges aus unseren, oder unserer Meister Händen zurückzunehmen? (Wo wäre eure Literatur des letzten Jahrhunderts ohne unsere Romantik?) Brachtet ihr je einmal politische Freiheiten, zwangt ihr uns nicht zehnmal ärgere Knechtschaft dafür auf? Und ihr errötet nicht, heute und hier von der „Freiheit" zu sprechen, die ihr brächtet? Der von Barrès immer besonders sonor betonte frühere Napoleonkult im Rheinland hat wenigstens das Andenken an manche Worte des korsischen Kenners französischer Volksseele wachgehalten: „Die Franzosen bedürfen des Ruhmes, sie suchen Befriedigung für ihre Eitelkeit, aber von der Freiheit verstehen sie nichts." Napoleon sagte das 1797, und er bewies es, immerhin, am 18. Brumaire und später. Aber ihr, als Bringer der Freiheit? Als Führer zur Freiheit? Gegen wen, glaubt ihr, würden heute Marx, Engels, Bebel — alle drei geborene Rheinländer — ihre Stimmen erheben? Fragt unsere Arbeiter.

„Les Rhénans ont besoin de guides éclairés et bienveillants" (Génie du Rhin)? Nein, Europa hat solche Führer nötig — aber schon ist aller Welt deutlich geworden, wo solche Führer heute nicht zu finden sind: in Frankreich.

Wenn ihr aber doch durchaus darauf besteht, uns auf den Bajonetten eurer Mohrenregimenter die Wohltaten geistiger Befreiung zu bringen, so wollen wir euch so antworten, dass eure kunstreich singenden Advokaten vergebens all ihre hochherzige Kunst aufbieten sollen, die Stimme unseres bedrängten rheinischen Landes in eine Sympathieerklärung für euch umzudeuteln:

Es gibt bei uns keine moralischen Eroberungen mehr zu machen. Das sollte schon der Misserfolg eurer Kulturpropa-

ganda seit 1919 euch gezeigt haben. Wenn irgendwo in Deutschland die Jugend nicht mehr auf euch hört, so ist es im Rheinland. Bei der besten rheinischen Jugend des besetzten Gebietes gilt heute mehr als je, was Tacitus von den linksrheinischen Germanen berichtet (da der Rhein nun einmal ein Strom bleibt, der sich erinnert):

«Die Treverer und Nervier legen ihren besonderen Ehrgeiz in die Hervorkehrung ihrer germanischen Abkunft, gleichsam durch solchen Adel des Geblüts jede Gleichsetzung mit der gallischen inertia abwehrend.»

Ihr erwieset uns früher die Ehre, uns ein philosophisches Volk von Unsichtbaren zu nennen. Der letzte Grosse unsrer Philosophen, der am Rheinufer gelehrt hat, hat das Wort geprägt: «Wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen grossen Stolz.» Wir neigen nicht sehr zum Stolzwerden, es ist wahr. Aber hütet euch ja, den Stolz unsrer besten Jugend nach dem Gesindel zu bewerten, das sich heute, wie auf allen Gassen Europas, so auch im Rheinland zu gelehrigen Schülern eurer Kunst des sich Amüsierens macht. Eure Regierenden tun recht daran, ein unsichtbares Deutschland zu fürchten, trotzdem unser Land am Boden liegt, wehrlos wie nur je ein Land wehrlos war. Aber seine Waffen sind nicht solche, die man vergraben und denunzieren könnte. Um so schlimmer für euch, wenn ihr nichts als Gewalt und Phrasen zu bringen habt. Mögt ihr doch kommen mit Mohren und Halbmohren — wir können euch in nichts hindern, uns alles Böse anzutun, was in eurer physischen Gewalt steht (zu unsrem und des Erdteils Unglück). Wir wissen, dass wir erst am Anfang all des Unheils stehen, das ihr, oder eure verblendeten Führer, euch selber und uns zu bereiten entschlossen seid. Auch glaubt niemand von uns heute noch daran — dahin habt ihr es gebracht in drei Jahren Besetzung —, dass Frankreich, solange es in seinem heutigen Geisteszustand verharrt, jemals freiwillig wieder die von euch usurpierten Gebiete unsrer Heimat räumen wird. Wir können euch nicht hindern; nicht heute, nicht später.

Aber an einem können wir euch hindern:

Nur sollt ihr euch nicht den Anschein geben dürfen, als kämet und bliebet ihr auch nur im geringsten mit unsrer Beistimmung und stummen Billigung.

Nur sollt ihr euch nicht einbilden dürfen, dass ihr auch nur die geringste Aussicht hättet, uns euch und eurem Apostolat der Zivilisation gefügig zu machen.

Nur sollt ihr nicht wähnen dürfen, dass wir jemals, solange ihr einen Fuss in unsrer Heimat habt, irgendein anderes geistiges Verhältnis zu euch haben wollten und könnten, als das des Gedankens zum Bajonett, als das des waffenlosen Wissens um unsere Zukunft zum bewaffneten Kult eurer unwiderbringlichen Vergangenheit.

Nur, nicht wahr, sollt ihr nicht sagen dürfen, eure rhetorisch überredenden Fragen, ob wir nicht in die Gemeinschaft der nation lumière aufgenommen zu werden wünschten (nach einer angemessenen Quarantäne, versteht sich), diese eure waffenstarrende „Überredung zur Liebe" sei ohne Protest geblieben im Rheinland, sei gar mit schamhaft billigendem Schweigen aufgenommen worden. Sollt nicht sagen dürfen, dass wir für Sänger der Liebe zum Rhein, wie Maurice Barrès, etwas anderes als Hohn und Verachtung gehabt hätten.

Dies sollt ihr wissen. Legt man aber im ernsteren und geistigeren, also im heute „gut verborgenen" Frankreich — an das wir zu glauben fortfahren und sei es nur als an eine letzte aufflackernde Möglichkeit des alten Europa — legt man drüben ernstlich und ehrlich, nicht bloss rhetorischerweise, Wert auf ein dauerndes gutes Verhältnis zum nachbarlichen Rheinland, so wisse man unsere Bedingungen. Denn wir, die Erben und Kinder dieses Landes, nicht ihr, die Fremden, haben Bedingungen zu stellen.

Dieses gute Verhältnis kann der Möglichkeit nach jederzeit beginnen an dem Tage, da es deutlich wird, dass ihr „guten Willens seid und reine Hände habt". Wo es deutlich wird, dass ihr euch ehrlich hinter die Grenzen von 1815

zurückziehen wollt (die schon so weit über die Grenzen eures Volkstums hinausgehen). Wo es deutlich wird, dass ihr jeden Versuch aufgegeben habt, aus unserer Heimat ein zu romanisierendes Glacis und halbfranzösisches Zwischengebiet zu machen, das wir nicht sind und nicht werden wollen; dass ihr euch jedes Anspruchs entschlagt, uns zu „zivilisieren" und uns wie einen afrikanischen Eingeborenenstaat zu behandeln, den man „friedlich durchdringt" — eine Leibgarde von Niggern an der Spitze. Wo es deutlich wird, dass ihr, endlich, unser Volkstum als europäisch gleichberechtigt neben euch anseht und uns dieselben geistigen Rechte gegen euch einräumt, die ihr euch gegen uns genommen habt. An dem Tage, mit einem Wort, wird dies gute Verhältnis möglich sein, wo ihr als Franzosen Europäer geworden sein werdet in dem Sinne, wie wir als Deutsche längst europäisch empfinden, ohne deshalb weniger „deutsch" zu sein.

Bis dahin werdet ihr warten müssen, dass wir mit euch sprechen, inter pares, wie es sich zwischen Völkern des ältesten europäischen Kulturkreises einzig ziemt. Auf hochnäsige Herablassungen, wie das Zweckwerben des Herrn Barrès und seiner Genossen, wird das Rheinland euch nicht anders als in der Form der Verachtung antworten. Gebt also auch den Versuch auf, uns Zeugen eures generösen Einflusses in unserm Lande anzuführen. Lasst die Hand von unsren Sagen und Überlieferungen, von unsren Erinnerungen und von unsren Dichtern!

Missdeuten, verkennen wir euch, Apostel des Lichts? Aber ihr habt euch ja selbst nicht gescheut, den dichterischen Genius unseres Rheinlandes als Zeugen aufzurufen für die „eigentlich" französische Natur unseres Wesens: „Stefan George, der auf französisch denkt, ohne es zu wissen" — s. S. 82 — ein Satz wie aus Barrès' Munde, und in seinem Organ, dem nationalistischen Echo de Paris, vollkommen am rechten Ort. In diesem Anspruch auf den wahren Rheingenius zugunsten eines imaginären Génie du Rhin sehen wir die ganze innere Unwahrhaftigkeit der französischen

Rheinideologie versinnbildet. Der Dichter, aus dessen Mund wir mehrere Jahre vor dem Krieg das Wort der Enttäuschung hörten: „Nein, aus Frankreich kommt uns nichts mehr" — er soll zum Symbol eines französisch denkenden Rheinländertums umgedeutet werden. Der Dichter soll als Werkzeug der beginnenden Französierung des rheinischen Volks missbraucht werden, der die edelste Möglichkeit des deutschen und gerade des rheinisch-deutschen Wesens mit unsterblichen Worten über die höchsten französischen Möglichkeiten hinaus erhoben hat:

„Das mittlere Gewächs erblüht und schwillt
Dort drüben voller, duftiger als bei euch . .
Des Edlen Edelstes gedeiht nur hier."
(Der Stern des Bundes. 1914)

Der Dichter soll zum Helfershelfer einer rheinisch-französischen coopération, unter wohlwollender Führung „erleuchteten französischen Denkens", erniedrigt werden, der furchtbar und unerbittlich wie kein andrer, kein innerdeutscher Dichter in seinem jüngsten Gedicht („Drei Gesänge." Berlin 1921) das Bild einer Rheinischen Vesper an die Schwärze des Horizontgewölks geworfen hat; der in seinem Gedicht „An die Toten" (ebendort) einen anderen, mächtigeren Kult der Toten verkündet, als ihn Barrès in seiner rhetorischen „Communion der Lebenden und der Toten" je gepredigt hat:

„Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande
Vom Nacken geschleudert die Fessel des Fröners,
. . . Dann braust durchs Gefilde
Der schrecklichste Schrecken, der dritte der Stürme:
Der Toten Zurückkunft!

Wenn je dieses Volk sich aus feigem Erschlaffen
Sein selber erinnert, der Kür und der Sende,
Wird sich ihm eröffnen die göttliche Deutung
Unsagbaren Grauens . .

Auch für den rheinischen Dichter (den wahren Dichter des Rheins, den Erben Hölderlins, nicht den Nachahmer Victor Hugos), auch für ihn ist „der Rhein ein Strom, der sich erinnert" — die Gedichte und Tafeln des Siebenten Rings beweisen es —, aber es ist kein nationalistisches Zweckmelodram, das der Rheingenius über diesem Thema aufbaut. Der wahre Rheingenius ist vor allem ein Genius der Zukunft, einer deutschen Zukunft, aus deutscher Vergangenheit hinüber verwandelt:

„Der Kampf entschied sich schon auf Sternen: Sieger
Bleibt, wer das Schutzbild birgt in seinen Marken,
Und Herr der Zukunft, wer sich wandeln kann."

In dieser letzten Zeile des Kriegsgedichts von 1917 liegt zugleich Spruch und Urteil des wahren Rheingenius beschlossen über die tragische Selbstverhärtung in Selbstbewunderung und nationalem Pharisäertum, die das Schicksal aller zur Unfruchtbarkeit ihres Greisentums bestimmten Völker wird; über das eitle Beharren („solidement rationaliste et classique") im längst abgedorrten Wahn vorgestriger Jahrhunderte, das der Welt kein Neues Wort mehr zu sagen, geschweige denn ein Neues Lied mehr zu singen hat; über eine schuldhafte Selbstvergiftung, von der die widrige Hassvergiftung des französischen Volkes, bewusst schon vor dem Kriege durch Männer wie Barrès gemehrt, nur das sichtbarste, nicht das wichtigste Zeichen ist.

Für Georges grosses Wächtertum, seine Rheinwächterstimme „sehr hoch auf der Zinne" handelt es sich im eigentlichen und hohen Sinne nicht mehr um eine Wacht nach Westen — zum erstenmal vielleicht in unsrer rheinischen Geschichte (das ist die eigentümliche ironische Paradoxie des Augenblicks) gibt es keine deutsche Jugend, keine rheinische Jugend mehr gegen eine Verführung, einen „Märchenruf" von einem geistigen und sittlichen Westen her zu verteidigen. Frankreich ist unsrer besten geistigen Jugend heute keine fruchtbare Verführung noch hohe Gefahr mehr —

und nur mit der Schildhand gleichsam wehrt der rheinische Wächter den Westen ab, gegen den der Kampf sich schon auf Sternen entschied. Die verstörte deutsche Seele zu sich selber zurückzurufen — das ist heute die Aufgabe, zu der das Wächtertum des Rheingenius sich bestellt hat. Und dazu hat das Frankreich von heute keine Stimme mehr beizutragen, solange es die Führerschaft von Geistern wie Barrès duldet. In die Sphäre, in der sich die geistige Zukunft Deutschlands und damit Europas entscheidet, reicht keine der Stimmen, die dies heutige Frankreich zu entsenden hat. So möge es denn soviel Stolz lernen, sich nicht mit dem dünnen Schrei seiner Zivilisationspropaganda dort einzumischen, wo seine Stimme als unzulänglich, vorgestrig, und, schlimmer, als unrein empfunden werden muss, als hörbar verstellte Interessenpolitik niederer Sphäre. Das Frankreich von morgen, an das zu glauben wir uns bereithalten, möge sich vor uns, wenn es kann, in einer solchen Gestalt sehen und hören lassen, dass es der deutschen Seele (die wir als die wichtigste und zukunftshaltigste in Europa empfinden dürfen) etwas mitzuteilen hat, was über generöse Vormundschaftsträume hinausgeht. An unserer Empfänglichkeit, unsrer Dankbarkeit hat es nie gefehlt und wird es nie fehlen. Wo nicht, so möge es sich begnügen, durch seine Militärs, Politiker, Finanzleute den Sieg, den das Zutrauen der Welt in seine Gerechtigkeitsliebe ihm erringen half (wenn wir wohl berichtet sind), auszukosten und auszunutzen, wie es das Gewissen und die Klugheit seiner von ihm bestellten Männer erlauben. Und es möge im übrigen, mit dem Verfasser des Génie du Rhin, lernen, in den Dingen, woraus sich die geistige Zukunft des Rheintals, Deutschlands, der europäischen Welt aufbaut, würdig, von nun an, zu s c h w e i g e n.

Bonn am Rhein, im Frühjahr 1922.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt